Albrecht Beyling

und

seine Zeitgenossen.

Original-historisch romantische Schilderung

aus dem

Kriege der Hoecken und Kabliauen

von

H. C. Dresselhuis.

Aus dem Holländischen

von

J. D. v. Vétáz.

Dritter Theil.

Lemgo und Detmold,

Meyer'sche Hofbuchhandlung,

1843.

Ein und dreißigstes Capitel.

Floris von Kyfhoek's Schloß lag in geringer Entfernung von Gouda, und gehörte nicht zu den Burgen, welche, wie so manche damaliger Zeit, eine regelmäßige Belagerung aushalten konnten; vielmehr war es nur als Lustschloß zu betrachten, und ein schön angelegter Park, nebst den herumliegenden Waldungen, machten es zu einem angenehmen Sommer-Aufenthalt.

Doch der Befehlshaber von Jacobens Heere war kein Freund der schönen Natur, und es gewährte ihm keine Freude, beim Aufgange der Morgensonne den Gesang der gefiederten Waldbewohner anzuhören. Im Gegentheil, ihm gefiel das Hofleben, und es war ihm unendlich angenehmer, diesen Freuden nachzujagen; auch saß er lieber mit seinen Freunden beim Spiele und dem feurigen Burgunder, als sich dieser Natur-Genüsse zu erfreuen.

Sein Interesse und sein Hang trieben ihn stets nach dem Hofe; denn es schien ihm, daß dies der alleinige Weg wäre, welcher zu Ruhm und Ehre führte. Er hatte dort viele Feinde, und er war beständig, wenn Kriegsangelegenheiten seine Abwesenheit nicht erforderten, daselbst, um diese zu bestreiten, und sich die Gunst der Gräfin zu erhalten.

Da das Schloß sich nicht zur Vertheidigung eignete, und dessen Eigenthümer keine Lust hatte, es zu bewohnen, und sich begnügte, zweimal jährlich den Ertrag der Holzungen und Ländereien regelmäßig zu erheben, so zählte es nicht viele Bewohner. Ein Haushofmeister, der eine weibliche und zwei männliche Diener hatte, und zugleich das Amt eines Rentmeisters ausfüllte, machten die bürgerliche, und ein Hauptmann, dem der Ritter von Kyfhoek sehr zugethan war, weil er sich unter seinem Befehle, durch Plündern und bittern Haß gegen die Kabliauen ausgezeichnet hatte, nebst einigen Soldaten — die militärische Besatzung aus.

Das Einseitige seines Aufenthaltes auf diesem Schlosse war die Ursache, daß der Hauptmann oft Zerstreuung suchte, und eine Schenke in einem nah gelegenen Dorfe besuchte. Dort lag ein Fähnlein Kriegsvolk zur Besatzung, welches, so zu sagen, als Vorposten der Stadt Gouda diente, weil man von Rotterdam aus eine Überrumpelung fürchtete. Die Officiere und Kriegsleute geringeren Ranges vereinigten sich hier, und die Bewohner des Schlos-

ses fanden daselbst eine Gesellschaft, die ihnen sehr angenehm war.

Dem Hauptmanne, welcher durch eine dreißigjährige Erfahrung, wo rauben und plündern, spielen und trinken an der Tages=Ordnung war, sich an diese Einsamkeit nicht gewöhnen konnte, war dieser Verkehr sehr angenehm, weil er da Menschen seines Gelichters antraf, und sich mit ihnen vergnügen konnte, weßhalb er auch niemals verfehlte, sich einzustellen, und sich schon wieder auf den folgenden Abend seine Parthie Würfel oder Brettspiel festsetzte.

Den meisten Kriegsleuten jener Zeit konnte man eher den Namen Räuber als Soldaten beilegen, und viele, da man ihnen bei einem Siege Freiheit zum Plündern gab, besaßen viel Geld, womit sie alsdann in den Winterquartieren sehr verschwenderisch umgiengen. Der Schloßhauptmann, welcher von seinem Gebieter, der seiner hochtrabenden Plane wegen viel bedurfte, nur seinen festen Sold empfieng, und gewaltig auf Spiel und Trunk versessen war, litt beständig sehr an Geldmangel, und kam hauptsächlich hierher, um seine schlaffe Börse zu füllen. Er war ein durchtriebener Spieler, und scheuete nicht, wenn es zu arg hergieng, oder was sich selten zutrug, wenn das Glück gegen ihn war, einen geheimen Kunstgriff anzuwenden, um das Spiel wieder zu seinem Vortheile zu drehen. Kurz, er besaß ein sehr weites Gewissen, das er, wenn ihm Geld entgegenglänzte, leicht zum Schweigen zu bringen wußte.

Am Abend des zweiten Tags, nachdem Margaretha ihr eignes Urtheil hatte unterzeichnen müssen, waren sie wieder dort versammelt. Der Capitain saß mit einigen Kriegern um einen Tisch; er spielte sehr unglücklich und verlor Alles, was er besaß. Um sich hierüber zu trösten, nahm er seine Zuflucht zu dem gebrannten Wasser, und trank so unmäßig, daß, so sehr er sich auch an diesen Trunk gewöhnt hatte, er einigermaßen betrunken war.

Um nun das Glück sich wieder zuzuwenden, setzte er die Mittel in Anwendung, in denen er Meister war; doch sei es, daß er seiner Betrunkenheit wegen die nöthige Vorsicht versäumte, oder daß die andern Kriegsleute in diesen Künsten eben so gut eingeübt waren, als er, man entdeckte sein falsches Spiel und es entspann sich ein heftiger Streit.

»Halt!« rief der Hauptmann der Besatzung des Dorfes, während er seine Hand auf das Geld legte, welches auf dem Tische lag; »es wird falsch gespielt; ein Jeder nehme das Seinige!«

Alle griffen zu, nur nicht der Invalide des Schlosses, welcher einigermaßen erschrocken, seine Ankläger ansah.

»Wer spielt falsch? — Wer spielt falsch?« riefen einige Stimmen.

»Wer kann noch danach fragen?« erwiederte der Krieger; »unser Invalide wollte seine alten Künste wieder in Anwendung bringen; doch ich hatte Euch versprochen, aufzupassen; endlich habe ich ihn gefaßt.«

»Beweis't es! ich fordere Beweise!« schrie der Invalide.

»Das wird nicht schwer sein,« erwiederte der Hauptmann; »die Würfel sind untergeschoben; die guten hat er wegpractizirt, und diese falschen an deren Stelle gebracht, die er durch einen geschickten Wurf zu seinem Vortheile zu drehen weiß.«

»Ihr lügt, dem Teufel gleich!« rief der Schloßhauptmann, »es sind dieselben.«

»Ihr läugnet es noch,« erwiederte der Andere; »dann will ich Euch vor Allen beschämen!« Jetzt faßte er des Invaliden Hand, schüttelte sie heftig über dem Tische, und recht bald fielen die Würfel aus dem Ärmel.

»Es ist wahr! Es ist wahr!« riefen nun Alle, »werft ihn aus der Thür!«

»Halt, meine Herrn!« rief der Wirth, zwischen Beide tretend; »einen Augenblick! . . . legt die Sache in der Güte bei . . . es ist ein Mißverständniß; ein Unglück . . .«

»Keine Gnade!« riefen verschiedene Andere, »werft ihn aus der Thür!«

Hierauf erfolgte ein starker Tumult, und sie wurden handgemein. Die Kriegsknechte, welche im Dorfe in Besatzung lagen, wollten über den Invaliden herfallen, welcher aber von dem Wirthe, der sowohl die Folgen als auch den Einfluß des Herrn von Kyfhoek fürchtete, vertheidigt wurde. Diese Parthei würde jedoch bald der Mehrzahl haben weichen müssen, und da man dem Beispiele des Schloßhaupt-

manns zufolge, die Schwerter zog, so würde bald ein Blutbad stattgefunden haben, wenn nicht der Wirth ein Mittel angewandt hätte, dies zu verhüten.

Ein sehr hoch bejahrter Geistlicher war heute bei ihm eingekehrt, um die Nacht oder vielleicht auf längere Zeit bei ihm zu bleiben. Dieser befand sich in einem andern Zimmer bei seiner Frau und den übrigen Hausgenossen, und unterhielt sie auf eine angenehme Weise. Dieser Geistliche war derselbe, der von dem Herzoge von Burgund Beylings Sorgfalt, auf der Reise von Brouwershafen nach Rotterdam anvertrauet worden war. Der Wirth hoffte, daß das ehrwürdige Antlitz dieses Mannes, wenn der als Vermittler aufträte, die Partheien beruhigen würde, und verfügte sich deßhalb zu ihm.

Als der Wirth eintrat, fand er sie Alle, durch das im benachbarten Zimmer entstandene Geräusch, höchst erschrocken. Er theilte dem Geistlichen mit wenigen Worten die Veranlassung dazu mit, und bat ihn dringend, ihm zu folgen.

»So gern ich Euch auch einen Dienst erweise,« sagte der Mönch verlegen, »so bin ich doch besorgt, mich unter diesen wilden Haufen zu begeben, der mich eben so wenig als Euch berücksichtigen könnte; denn in seiner Trunkenheit ist ihm nichts heilig.«

»Ihr irrt Euch,« erwiederte der Wirth; »nur einer ist betrunken, und allein die Veranlassung zum Streite. Er ist der Freund und Vertraute des Eigenthümers des Schlosses, und Befehlshaber der Besatzung; doch beeilt Euch. Hört, welch ein Ge=

tümmel! Sie schlagen alles entzwei, und mein Schaden ist nicht zu berechnen.«

Der Geistliche bedachte sich einen Augenblick, und folgte dem Wirthe, nachdem er ihm aufmerksam zugehört und erfahren hatte, daß des Ritters von Kyfhoeks Schloßhauptmann dabei betheiligt wäre. Als sie in das Zimmer eingetreten waren, bot dies schon ein Schauspiel der Verwüstung dar; Stühle, Tische, Kannen und Gläser lagen auf dem Boden, und man war so eben beschäftigt, den Schloßhauptmann nach der Thüre zu schleppen, welcher aber, seiner außerordentlichen Körperkraft wegen, noch einen hartnäckigen Widerstand leistete.

Die Wuth des Invaliden-Hauptmannes war fürchterlich, und er vertheidigte sich kräftig gegen fünf Kriegsknechte, welche über ihn hergefallen waren. Der Schaum stand ihm vor dem Munde, und er entwandte sich immer wieder den Händen seiner Feinde, weil diese eben nicht darauf bedacht waren, ihm besonders Leid zuzufügen; aber als durch seinen Widerstand sie die Sache ernster anfaßten, mußte er der Übermacht weichen, und er war schon auf der Schwelle.

»Halt! Ihr Heiden und Sünder!« rief der Mönch mit einer ziemlich kräftigen, aber schneidenden Stimme, welcher er nachdrücklich zu machen sich bemühete. »Zurück, Ihr Gesellen der Bosheit! — Fühlt Ihr nicht das Arge Eueres schändlichen Betragens? Ist es nicht hinreichend, daß Ihr schwelgt, würfelt und andere Satanswerke treibt?

müßt Ihr außerdem noch einen Unglücklichen mißhandeln, vielleicht gar Eure Seele mit einem Morde beschweren, und in optima forma der Hölle schnurstracks entgegengehen? Zurück! wenn Ihr noch dereinst auf Vergebung Eurer Sünden hofft. Ich nehme den Unglücklichen in meinen Schutz.«

Nicht so sehr diese christliche Ermahnung, als das höchst ehrwürdige Äußere machte einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden. Gleich einem Gespenste, das plötzlich aus dem Boden sich erhoben hatte, starrten ihn Alle an, und indem Einige von ihnen das Zeichen des Kreuzes machten, ließen sie ihre Beute los.

»Ha, Ihr Feiglinge!« rief der Schloßhauptmann, ihren eisernen Fäusten entronnen, »mit fünf Mann konntet Ihr mich nicht überwältigen; gebt mir mein Schwert zurück und folgt mir Mann für Mann; dann will ich Euch so viel Knopflöcher in die Rippen schneiden, als ein Pächter an seinem Sonntags-Rocke trägt.«

»Seht, ehrwürdiger Vater!« erwiederte der Hauptmann, »der Schelm hört nicht auf, uns zu beleidigen.«

»Schweigt, mein Sohn!« sagte der Mönch in einem freundlichen Tone, »und reizt sie nicht auf's Neue mit drohenden Worten. Kommt und setzt Euch auf diesen Stuhl, und erholt Euch.«

»Nun, ich würde eher geglaubt haben, daß der Teufel zu meinem Schutze herbeigeeilt wäre;«

sagte der Schloßhauptmann; »doch Teufel oder Mönch, das ist einerlei; ich danke Euch!«

»Pfui, mein Sohn! schäme Dich einer solchen Sprache,« antwortete der Mönch, »Du wirst dereinst Rechenschaft davon ablegen müssen; doch Ihr seid in einem Zustande, wo Ihr nicht Herr Eurer Gedanken seid, ich verzeihe Euch Alles. Bessert Euch, kehret in den Schooß der Kirche zurück, und bekehret Euch; Ihr wandelt auf dem breiten Pfade des Verderbens.«

»Ich will es überlegen,« erwiederte der Schloßhauptmann, indem er ein Glas Branntewein hinunterstürzte, welches ihm der Wirth auf seinen Befehl, um sich von seinem Schrecken zu erholen, reichen mußte. »Ich werde mich schon zu rächen wissen, das versichere ich Euch! Der Ritter von Kyfhoek soll morgen Alles erfahren.«

»Ich möchte Euch wohl rathen, die Sache ohne ihn abzumachen,« sagte der Wirth; »Ihr würdet dadurch mir und meinem Hause Schaden zufügen, und das wäre nicht recht. Vertragt Euch lieber und scheidet als Freunde!«

»Ja, vertragt Euch, so wie es Christen geziemt,« sagte der Mönch, »und veröffentlichet die Sache nicht, denn es würde Euch beiden nur Schaden bringen.«

Auf des Wirthes dringendes Bitten bemühete sich nun der Mönch, die Partheien wieder zu versöhnen; aber dies wollte ihm nicht sogleich glücken. Er gab sich auch nun keine weitere Mühe, und

erklärte dem Wirthe, daß man die Zeit dazu abwarten müßte, und daß dies wohl bei ihrer nächsten Zusammenkunft stattfinden würde, da des Schloßhauptmannes Trunkenheit mit jedem Augenblicke zunahm, und er nicht mehr wußte, was er that. Er bat nun freundlich die Anwesenden, sich zu entfernen und sich zur Ruhe zu begeben, welches sie sich auch nicht zwei Mal sagen ließen.

»Verdammt!« rief der Schloßhauptmann, als sie sich entfernt hatten, »ich will diese Schmach rächen. Laßt nur übermorgen den Ritter ankommen! Füllt mir diesen Becher!«

»Glaubt es mir, laßt die Sache so auf sich beruhen,« sagte der Wirth, »und trinkt auch keinen Branntwein mehr, er würde Euren Kopf noch verwirrter machen, und Ihr habt noch einen guten Weg zurückzulegen.«

»Schenkt mir Branntwein ein, und laßt mich für mich sorgen,« antwortete der Hauptmann; »ich werde den Weg schon ohne Euch oder Jemandes Hülfe finden.«

Der Mönch gab dem Wirthe einen Wink, ihm sein Gesuch nicht zu verweigern, und er schenkte ihm wieder den Becher voll. Darauf gab er ihm wieder einen Wink, redete einige Augenblicke leise mit ihm, worauf der Wirth sich entfernte.

Der Mönch wußte durch freundliche Worte den Hauptmann, der noch stets über das ihm zugefügte Unrecht klagte und heftig fluchte, zu beruhigen, und da seine Trunkenheit durch die Wuth sehr gesteigert

war, so verminderte sie sich jetzt wieder, als er zu sich selbst kam; er erkannte nun seine Schuld an und bereuete das Vorgefallene.

»Heil dem, der seine Fehler bereuet!« sagte der Mönch, »doch es ist jetzt die höchste Zeit, nach Eurer Wohnung zurückzukehren. Bereitet Euch darauf vor, ich will Euch begleiten.«

»Ihr? — nein, das kann ich nicht zugeben; Ihr habt mich aus den Klauen dieser Schurken gerettet, und das ist schon genug. Ich habe den vollen Gebrauch meiner Glieder. Es ist dunkel und ein abgelegener Weg; ich will Euch nicht der Gefahr aussetzen, den Hals zu brechen, oder anderen Unannehmlichkeiten Euch auszusetzen.«

»Nein, mein Sohn! Ich will Euch begleiten, und da Ihr es anerkennt, daß ich Euch einen Dienst erwiesen habe, so habe ich meinerseits mir einen von Euch zu erbitten. Der Wirth, bei dem ich diese Nacht bleiben wollte, kann mich nur mühsam unterbringen, da der Nähe der Stadt Gouda wegen, hier nur selten Reisende übernachten; daher wollte ich Euch um eine Nachtherberge im Schlosse bitten.«

»Das ist was Anders,« rief der Hauptmann, »wenn die Sachen so stehen, dann kommt mit mir! Ihr könnet meine Abendmahlzeit theilen, und so lange bei mir bleiben, als es Euch gefällt. Doch darf mein Gebieter nichts davon erfahren, denn er hat eine gewaltige Abscheu vor der Geistlichkeit, und obgleich ich auch nicht viel damit zu thun habe,

so kann ich Euch doch keine abschlägliche Antwort geben; denn der eine Dienst ist des andern werth.«

Wankend stand er auf, und suchte seine Mütze und sein Schwert, welche Theile er im Streite verloren hatte. »Holla, Wirth! — meinen Degen! ... ich hoffe nicht, daß sie ihn mitgenommen haben.«

Der Wirth erschien und händigte ihn ihm ein. »So! nun bin ich bereit ... Jetzt vorwärts! Ihr könnt Euch mir sicher anvertrauen; vielleicht kommen sie noch ein Mal wieder; dann sollen sie aber nicht so guten Kaufs davon kommen. ... Lebet wohl, Meister Johannes! ... Ihr müßt meine Zeche mit zu dem Übrigen schreiben, denn sie haben mir Alles abgenommen. ... Ich hätte es nicht erwartet, in solcher frommen Gesellschaft nach Hause zu gehen. ... Es ist ein Glück, daß der Ritter abwesend ist; denn er würde es nicht begreifen können, was sich mit mir zugetragen. Nun laßt uns gehen, Kamerad! folget mir.«

Diese Worte wurden abgebrochen und verwirrt ausgesprochen, während er seinen Mantel umhing, seine Mütze aufsetzte und sein Schwert umgürtete. Darauf gingen sie.

Der Mönch, der zurückblieb, redete noch mit dem Wirthe. — »Haltet diese Nacht einen Wagen in der Nähe des Schlosses in Bereitschaft,« flüsterte er dem Wirthe zu; »vielleicht wird eine Euch unbekannte Person erscheinen; wenn sie Euch erklärt, damit abfahren zu wollen, dann erfüllt ihr Begehr. Es ist möglich, daß ich mitkomme, aber das ist

nicht gewiß. Wenn eine Frau ohne mich erscheint, dann bringt sie sogleich nach Rotterdam zu dem Herzoge von Burgund, und Ihr könnt auf eine fürstliche Belohnung mit Gewißheit rechnen. Ihr habt mir Eure Denkweise mitgetheilt, und ich weiß, daß Ihr kein Freund Jacoba's seid. Es bleibt mir keine Zeit, länger mit Euch zu reden; befolget pünktlich meine Bitte, und ich schwöre Euch, daß Euer Glück gemacht ist. Flüchtet mit mir, nehmet Eure Hausgenossen mit Euch, und Ihr sollt für Alles schadlos gehalten werden.«

»Aber zum Teufel! wo bleibt Ihr?« rief draußen der ungeduldige Capitain; »Ihr laßt mich hier in der dichtesten Finsterniß umherirren und mich der Gefahr aussetzen, den Hals zu brechen; damit will ich nicht sagen, daß ich den Weg nicht allein finden kann, aber Zwei sehen doch immer mehr als Einer.«

»Es soll Alles Eurem Verlangen gemäß ausgeführt werden,« sagte der Wirth, »denn ich muß Euch im Vertrauen sagen, daß ich hier keine vier und zwanzig Stunden länger bleiben kann; soll ich Euch aber nicht begleiten? Die Luft wird den Hauptmann nicht nüchtern machen.«

»Nein, nein,« erwiederte der Mönch, sich schnell entfernend. »Es ist besser, daß ich allein gehe; er ist nicht in einem solchen Zustande, daß er den Weg nicht mit Gemächlichkeit zurücklegen kann. — Lebet wohl, auf Wiedersehen!«

Bei diesen Worten entfernte er sich und begab sich zu dem Schloßhauptmanne, der durch sein Aus-

bleiben ungeduldig geworden, ihn mit einigen Flüchen empfing; doch der Mönch machte einige Entschuldigungen und stellte ihn zufrieden.

Zwei und dreißigstes Capitel.

Wir müssen, um den Leser nicht im Dunkel zu lassen, zuvor sagen, daß der Mönch mit dem Wirthe sehr gut bekannt war. Als Margaretha, bevor sie sich an Jacobens Hof begab, einige Zeit auf dem Schlosse zugebracht hatte, hatte er sich einige Tage hier aufgehalten; darauf hatte er sich entfernt und war wieder zurückgekehrt. Er hatte des Wirths Grundsätze ausgeforscht und erfahren, daß er den Kabliauen zugethan und ein Anhänger des Herzogs von Burgund war. Das geheimnißvolle Betragen des Mönchs, als er zum ersten Male in seinem Hause wohnte, war ihm aufgefallen, da er sich, so wie es schien, ohne einen bestimmten Zweck hier aufhielt, und nur von Zeit zu Zeit ausging, um das benachbarte Schloß auszukundschaften. Als er heute Morgen zurückgekehrt war, hatte er den Wirth gefragt, ob er ihm in einem gewissen Vorhaben behülflich sein, und wenn die Noth es erheischte, diesen Ort wohl ganz verlassen wollte, wenn der Herzog von Burgund

ihn reichlich dafür entschädigte. Der Wirth willigte ein und erkundigte sich nun nach dem Vorhaben. Der Mönch antwortete, daß der Plan noch nicht festgesetzt wäre, und von Umständen abhienge; doch, daß er ihm das Nähere mittheilen würde. Hierbei war es nun geblieben, als dies unerwartete Ereigniß in der Herberge den Entschluß zur Reise brachte.

Der Mönch hatte sich das Vertrauen des Wirthes und seiner Hausgenossen in hohem Grade zugezogen. Seine Frömmigkeit zog ihm die allgemeine Achtung zu, und durch seine Belesenheit wußte er die Zeit, welche er nicht mit religiösen Pflichten zubrachte, angenehm zu verkürzen; wodurch ein gegenseitiges Zutraun entstand, welches durch ihre gleichen Grundsätze noch vermehrt wurde.

Oft hatte der Wirth, als der Mönch sich zum ersten Male in seinem Hause befand, sich bemühet, dessen Vorhaben auszuforschen; denn wie oft er auch erklärte, daß er ein siebenzigjähriger Greis wäre, so fielen ihm doch die Gesichtszüge und die sanfte Sprache, welches Beides er so viel als möglich zu verstecken sich bemühete, auf; auch bezahlte er fürstlich, und machte seiner Frau und Kindern verschiedene Geschenke.

Bei dem Wirthe war es zur Überzeugung gekommen, daß der Mönch nichts anders als ein Spion des Herzogs von Burgund wäre; obgleich er seiner Belesenheit und Geschicklichkeit wegen nicht zweifeln konnte, daß er dem Stande, in welchem er

auftrat, angehörte. Es schien beständig durch, daß er mit dem Hofe und allen den Personen, welche sich daselbst befanden, sehr genau bekannt war, und er gab die festeste Versicherung von dem Schutze des Herzogs, wenn er ihm in der Ausführung seines Planes behülflich wäre. Worin dies aber bestand, das erfuhr er nicht.

So standen die Sachen, als Beide von einander Abschied nahmen. Der Wirth, welcher den Verheißungen des Mönchs vollkommen Glauben beimaß, und durch die Belohnung angelockt, nahm sich vor, ihm treulich Beistand zu leisten. Er setzte Pferde und Wagen in Bereitschaft, belud ihn mit seinen werthvollsten Sachen, und befand sich mit seinen Hausgenossen, nach Verlauf von zwei Stunden, an dem angewiesenen Orte. Doch wir wollen zu dem Schloßhauptmanne zurückkehren.

Als dieser aus dem warmen Zimmer in die kalte Nachtluft gekommen war, denn es war schon eilf Uhr, wurde er immer schwindlicher und hatte Mühe, sich auf den Beinen zu erhalten, der Mönch hatte allerdings ein bedeutendes Werk übernommen; allein es wurde allmählich besser, und obgleich es oft Mühe kostete, ihn aufrecht zu erhalten, so langten sie doch endlich an der Schloßbrücke an.

Der Mönch hatte des Hauptmanns Trunkenheit benutzt, ihn nach Allem, was auf dem Schlosse vorgefallen war zu befragen, und der redselige Kastellan verschwieg nichts. Er erfuhr nun auch mit Bestimmtheit, daß des Ritters von Kyfhoeks

Schwester sich allein auf dem Schlosse befand, und dies wollte er wissen.

Bald erschallte der schwere Klöpfer auf dem Schloßthore, durch die Gänge des Gebäudes. Ein Soldat öffnete schnell das Thor und beide schritten hinein.

»Geht nach dem Haushofmeister, und sagt, daß ich ihn sogleich sprechen müßte.«

Dieser über das lange Ausbleiben des Hauptmanns beunruhigt, aber gewiß vermuthend, daß er so wie gewöhnlich, betrunken zurückkehren würde, war schon in seinem Zimmer, welches dem Thore nahe war, und kam ihm mit einer Leuchte entgegen.

»Ha! seid Ihr da, Haushofmeister!« rief der Hauptmann — »das ist gut. Ich bringe einen wunderlichen Gesellschafter mit, nicht wahr? Das hättet Ihr von mir nicht erwartet; aber ich bin deßhalb auch ohne Unglück nach Hause gekommen. Ihr müßt uns noch eine gute und kräftige Abendmahlzeit auftischen, denn ich habe Hunger und Durst; und diesem Gaste müßt Ihr, in dem an mein Zimmer stoßendes Gemach, ein Bett einrichten lassen, denn er bleibt diese Nacht auf dem Schlosse.«

»Aber Ihr wißt, daß der Ritter ausdrücklich befohlen hat, daß hier Niemand, weder aus noch eingehen soll,« sagte der Haushofmeister, »und daß er besonders die Geistlichen haßt.«

»Aber ich will es,« rief der Schloßhauptmann fluchend, »ich bin hier Herr und Gebieter, sorget

dafür, daß wir schnell etwas zum Abendessen erhalten, und kümmert Euch nicht um meine Angelegenheiten.«

»Ich sehe wohl ein, daß es gefährlich ist, Euch in diesem Augenblicke zu widersprechen, und werde deßhalb nichts mehr sagen. Ihr seid für Alles verantwortlich.«

»Da habt Ihr Recht; thut nur was ich Euch sage und zwar schnell, denn ich habe nicht länger Lust Euch anzuhören.«

Der Haushofmeister, welcher seinen Hausgenossen nur zu gut kannte, hielt es nicht rathsam ihm länger zu widersprechen, obgleich dieser Besuch ganz den Befehlen des Ritters von Kyfhoek entgegen war. Er entfernte sich um die nöthigen Anstalten zu treffen, und der Hauptmann strauchelte die breite Treppe hinauf, die an der linken Seite des Schloßganges sich befand; und begab sich mit dem Mönche in sein Gemach.

Der Haushofmeister, durch den gebieterischen Ton des Hauptmanns, mit dem er sonst sehr zutraulich umging, beleidigt, kam nicht wieder, sondern ein Diener trug einige kalte Speisen und eine Kanne Bier auf den Tisch.

Der Weg von der Schenke nach dem Schlosse hatte gut auf den Schloßhauptmann gewirkt, denn er befand sich jetzt wirklich besser, und seine Worte verriethen, daß er wieder im Stande war, geregelt zu denken. Aber die Einwirkung des Branntweins hatte viel von ihrer Kraft verloren, seine üble Laune

nahm zu, je mehr er sein Bewußtsein wieder erlangte, besonders des am heutigen Abend erlittenen Verlustes wegen, worüber er während der Abendmahlzeit mehre Male klagte.

»Warum klagt Ihr über den Verlust dieses irdischen Gutes?« sagte der Mönch.

»Zum Teufel!« erwiederte der Schloßhauptmann, »ihr Leute habt gut sprechen; denn überall, wo ihr hinkommt, findet ihr ein gutes Bett und eine wohl besetzte Tafel, und das genügt Euch. Aber mit mir ist es nicht so; ohne Spielen und Trinken, können wir Krieger nicht bestehen, besonders wenn man einen Stelzfuß hat, und verdammt ist, so zu leben als ich.«

»Euer Gebieter steht noch immer bei Hofe in hohem Ansehn. — Er wird schon dafür sorgen, daß es seinem Untergebenen nicht an dem Nöthigen gebricht.«

»Der Ritter Floris von Kyfhoek! Nein, Pater! des Vortheils wegen, braucht man ihm nicht zu dienen. Er braucht selbst sehr viel, und sieht die Rechnungen so genau nach, wie ein Kaufmann seine Facturen. Wenn ich nicht durch meine Untauglichkeit zum Kriegsdienste, zu dieser einsamen Lebensweise gezwungen wäre, so würde ich hier nicht lange verweilen; denn an einer guten Tafel und einem guten Bette liegt mir nicht viel.«

»Habt Ihr denn außerdem keine Einnahme?«

»Wenig oder Nichts, für Jemanden, der es stets besser gewohnt war. Wenn es sich darum han-

delt, mir einen besondern Befehl aufzutragen, dann wird er zuweilen mit einem kleinen Geschenke begleitet, wie z. B. noch gestern, als er mir befahl, das Frauenzimmer, welches sich hier auf dem Schlosse befindet, und das er für seine Schwester ausgiebt, gut zu bewachen; da er aber sehr selten hierher kommt, so sind es auch seine Geschenke, und dann ruhet noch kein Segen darauf; denn heute Abend habe ich Alles verloren.«

»Wie viel belief sich Euer Verlust?« fragte der Mönch.

»Über fünf und zwanzig Schildgoldstücke,« erwiederte der Schloßhauptmann, »beinah unersetzlich für mich; denn seitdem ich den Dienst verlassen mußte, ist für mich Alles verloren. Als ich dem Ritter Floris von Kyf-hoek nachfolgen konnte, da war noch eine bessere Zeit für mich, und oft war es mir lästig, das Geld mit herumzutragen, da es immer wieder Etwas zu plündern gab. Nun, das weiß ich ihm auch Dank, und ich bin zufrieden; denn ich muß Euch gestehen, daß mir der Ritter doch bei meinem Austritt aus dem Dienste, manchen Vortheil zukommen ließ.«

»Ihr seid also sehr eng mit ihm verbunden?«

»Der Ritter ist mir zugethan, weil er wohl weiß, daß es mir ein Fest ist, wenn ich einen Kabliauen den Kopf spalten kann; was meine Anhänglichkeit betrifft, die richtet sich nach meinem Vortheile, denn zur Arbeit habe ich keine Lust, und nur mein Stelzfuß hat mich von ihm abhängig gemacht;

doch ich habe keine Lust mehr, mit Euch über diese unbedeutende Sache zu reden, und mich verlangt nach Ruhe.«

»Ihr seid übel gelaunt,« sagte der Mönch, davon ist Euer Verlust die Ursache. Welch eine Thorheit, Euch um eine solche Kleinigkeit zu bekümmern!«

»Eine Kleinigkeit? verdammt! So wie es mir scheint, habt Ihr wenig Grund, dies eine Kleinigkeit zu nennen; denn ich glaube, daß bei Euch eben so wenig als bei mir, ein einziges Kupferstück zu finden ist.«

»Darin könnt Ihr Euch irren,« sagte der Mönch, indem er einen Beutel mit Goldstücken hervorholte und ihn theilweise auf dem Tische ausbreitete; »überzeugt Euch selbst.«

»Beim heiligen Franciskus, meinem Patron! das habt Ihr auf keine ehrliche Weise, und unter diesem Gewande ist wahrscheinlich ein Ritter der Heerstraße versteckt.«

»Ihr irrt, es gehört mir, und ich bin der rechtliche Besitzer. Ein sterbender Edelmann, zu dem ich, um ihm den letzten Dienst zu erweisen, gerufen wurde, hat es mir eingehändigt, um es gut zu verwenden, und ich habe es daher für Euch bestimmt.«

»Mir?« sagte der Schloßhauptmann, ihn ungläubig anstarrend, doch mit gierigen Blicken nach dem Gelde hinsehend. »Ihr treibt Spott mit mir, oder seid der Teufel im Mönchsgewande, um mir

einen Streich zu spielen. — Ich muß Euch sagen, daß, wenn Ihr es wirklich so meint, und man es Euch zu einer guten Verwendung eingehändigt hat, ich alsdann zweifele, daß es so der Erwartung entspricht.«

»Ich bin das, was ich scheine; und was den guten Gebrauch anbetrifft, das wird die Erfahrung lehren. Noch einmal, so fremdartig es Euch auch erscheint, es gehört Euch, wenn Ihr mir einen Dienst erweist.«

»Welch einen Dienst begehrt Ihr, für einen so wichtigen Lohn?«

»Ihr müßt mich sogleich mit dem Mädchen, das sich hier auf dem Schlosse befindet, wegziehn lassen.«

»Seid Ihr rasend geworden?« rief der Hauptmann erstaunt aus; in dem Falle würde mir das Gold wenig nützen; denn wenn Ihr in acht Tagen wieder hierher zurückkehrtet, so würdet Ihr mich vom Winde hin und her geschaukelt am Schloßthore, eine Beute der Raben hängen sehn.«

»Nun! ich will Euch einen guten Rath ertheilen, nehmt das Geld und entfliehet mit mir.«

»Und was sollte ich anfangen, wenn das Geld alle wäre? Zum Kriegsdienste bin ich untauglich und eine zehndoppelte Summe würde nicht hinreichend sein, mich zu bewegen, den Kabliauen zu dienen.«

Der Mönch wandte alle seine Beredtheit an; doch umsonst! Es folgte ein Gespräch, das länger

als eine Stunde dauerte, wo der Hauptmann sehr in ihn drang, den Grund zu erfahren, weßhalb ihm diese Angelegenheit so große Theilnahme einflößte, doch er wußte so gut seinen Fragen auszuweichen, daß der Hauptmann am Ende der Unterredung nichts Näheres erfahren hatte. Jedoch konnten sich seine Augen nicht vom Golde trennen, und sein nicht zu befriedigendes Verlangen danach, nahm mit jedem Augenblicke zu. Der Mönch bemerkte dies sehr wohl und ließ es deßhalb liegen; doch die Furcht vor den Folgen, und der Rache, welche der Ritter nehmen würde, bewirkten, daß er den Antrag endlich ganz von der Hand wies.

»Nein, das wag ich nicht, denn ich würde es am Galgen zu büßen haben,« sagte er. »Begehrt Ihr etwas Anderes von mir, dann sprechet; denn kenntet Ihr den Ritter von Kyfhoek, so würdet Ihr mir vollkommen beistimmen.«

Der Mönch blieb nun geraume Zeit in Gedanken versunken: »Wohlan!« sagte er endlich, »ich will Euch alsdann einen minder gefährlichen Vorschlag machen. Laßt das Mädchen entfliehen, und behaltet mich an ihrer Stelle.«

»Es mag des Ritters Schwester sein oder nicht,« erwiederte der Hauptmann, »der Ritter würde keineswegs mit diesem Tausche zufrieden sein.«

»Höret mich an,« sagte der Mönch ernst nach einigem Nachdenken: »Ich will Euch einen guten Rath ertheilen, wodurch Ihr des Ritters Rache

allein auf mich wälzen könnt. Laßt das Mädchen entfliehen und haltet mich gefangen. Erzählet dem Ritter, daß Ihr mir unterwegs begegnet wäret, und ich Euch um ein Nachtlager aufs flehentlichste gebeten hätte; sagt ihm, daß Ihr es mir, in Berücksichtigung meines Alters und meines Standes, nicht hättet abschlagen können; daß ich meinen Aufenthalt auf dem Schlosse gemißbraucht hätte, und dem hier gefangenen Mädchen zur Flucht behülflich gewesen wäre, indem ich Euch heimlich die Schlüssel des Thores entwendet; fügt dann noch hinzu, daß Ihr durch das Knarren der Thür geweckt wäret, und Eure Schlüssel suchend, sie vermißt, und ohne zu wissen was vorgefallen, mich am Thore gefangen genommen, und erst später erfahren hättet, daß das gefangene Mädchen Gelegenheit gefunden, zu entfliehen, ohne daß Ihr begreifen könntet, wie. In diesem Falle wird seine Rache nur mich allein treffen, und Ihr könntet Euch durch Eure Ehrfurcht vor einem Geistlichen entschuldigen; denn an keinem Orte wird uns ein gastliches Lager verweigert.«

»Da habt Ihr Recht,« erwiederte der Hauptmann nachdenkend, »aber ich kann nicht begreifen, welchen besondern Antheil Ihr an diesem Mädchen nehmt.«

»Es würde zu umständlich sein, Euch dies aus einander zu setzen. Auch darf ich es nicht thun. Nun, was sagt Ihr?«

»Habt Ihr wohl die Folgen berechnet?« fragte

der Kastellan. »Ich verstehe Euch, Ihr vertraut dem Kleide, welches Ihr tragt; aber in dem Falle muß ich Euch sagen, daß Ihr Euch irrt. Floris von Kyfhoek wird Euch deßhalb nicht verschonen. In seiner Wuth gleicht er einem hungrigen Tieger, der eben so gut an den Gebeinen eines Greises, als an denen der fettesten Lockspeise nagt.«

»Ich will Alles wagen, und habe meinen Entschluß gefaßt; und um es Euch zu beweisen, soll auch alle das mir noch übrige Gold Euer Eigenthum sein.«

Mit diesen Worten schüttete er das noch übrige Gold aus dem Beutel über den Tisch. Der Kastellan sah mit Wohlgefallen auf die rollenden Goldstücke, und überlegte einen Augenblick, was zu thun.

»Topp!« rief er endlich, »Ihr habt mich besiegt; Ihr habt das einzige Mittel ausgefunden, wodurch ich meinen Herrn verrathen kann. Ich wage viel; aber Euer Anerbieten, ist der Mühe werth; doch Ihr müßt mir schwören, es komme was da wolle, Nichts von unserm Einverständnisse je ruchbar werden zu lassen.«

Der Mönch genügte seinem Verlangen, und jetzt überlegten sie, wie der Haushofmeister zu hintergehen wäre, damit er, wenn die Noth es erforderte, Zeuge des Verlaufs sein könnte. Man wartete noch einige Zeit mit der Ausführung, bis Alles in tiefen Schlaf versunken war. Jetzt führte der Kastellan den Mönch durch die einsamen Gänge, in den entlegensten Theil des Gebäudes, in ein

Gemach, welches Margarethen zur Wohnung diente. Der Abrede gemäß, trat der Mönch mit der Leuchte in der Hand in das Gemach, während der Hauptmann in sein Zimmer zurückkehrte.

Margaretha lag ganz angekleidet auf ihrem Bette. Ein leichter Schlummer verschloß ihre Augen, die noch roth vom Weinen waren, und sie hob beim Erwachen ihr Haupt von dem Kissen auf, das durch ihre Thränen befeuchtet war. Die ihrem Blicke sich darbietende Erscheinung, entlockte ihr einen Schrei; doch der Mönch beeilte sich, sie zu beruhigen, und bat dringend, ihn nicht zu verrathen. »Ich bin zu Eurer Befreiung hierhergekommen; ehe der Tag anbricht, seid Ihr in Albrecht Beylings Armen.«

Diese Worte machten einen besondern Eindruck. Margaretha sah den Unbekannten mit starren Blicken an; aber bald verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln, und ein großer Theil ihrer Unruhe war verschwunden. Noch immer zweifelte sie, recht gehört zu haben. Das ehrwürdige Gesicht des Mönchs, welches durch das düstere Licht der Leuchte ein schauerlich feierliches Ansehn erhielt, ließ sie an eine übernatürliche Erscheinung denken. Zitternd fragte sie sich, ob sie wache oder träume.

»Ihr wacht; alles ist natürlich,« sagte der Mönch. »Steht schnell auf, hüllt Euch in Euren Mantel und folgt mir; es ist keine Zeit zu verlieren; ehe der Tag anbricht, seid Ihr in Albrecht Beylings Schutze.«

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, und es bedurfte keiner anderweitigen Aufforderung. »Aber wer seid Ihr, der Ihr mich aus dem Abgrunde des Elendes auf den Gipfel des Glücks versetzen wollt?« fragte Margaretha ängstlich zitternd.

»Hier ist weder Zeit zu fragen, noch zu antworten,« erwiederte der Mönch; indem er ihre Hand ergriff. »Beeilt Euch und folgt mir, doch tretet so leise auf, als Euch möglich ist; ein lauter Fußtritt könnte uns verrathen!«

Margaretha folgte aufs heftigste bewegt dem Mönche, welcher sie an der Hand durch die Gänge, eine breite Wendeltreppe hinab, nach dem Thore führte; dort erwartete sie der Schloßhauptmann. Der Mönch, welcher den Schlüssel zum Thore hatte, öffnete es und wollte mit Margarethen das Schloß verlassen.

»Halt!« rief der Hauptmann, ihn beim Kleide fassend, »Ihr dürft mich nicht verlassen.«

Margaretha zitterte wie ein Blatt; denn von Nichts wissend, fürchtete sie verrathen zu sein. »Laßt mich nur zusehn, ob der Wagen schon in Bereitschaft steht,« sagte er, »Ihr könnt mich ja begleiten.«

»Beim Teufel nicht! Ihr seid mir viel zu geheimnißvoll, und ich weiß nicht, was dahinter steckt. Ihr müßt hier bleiben oder ich schlage die Thür zu.«

»Geht über die Schloßbrücke und sehet zu, ob dort ein Wagen steht,« sagte der Mönch zu Mar-

garethen; »wenn er dort ist, so deutet es nur durch ein dreimaliges Husten an; vertraut Euch getrost dem sich beim Wagen befindlichen Manne an, er wird Euch sicher geleiten.«

»Und Ihr . . . .?« fragte Margaretha zögernd, und nicht ohne Furcht sich der Führung eines Unbekannten anzuvertrauen, den sie nie gesehn hatte, und der sie nicht wie der Mönch, schon durch seine Tracht, beruhigen konnte.

»Verlaßt Euch auf mein Wort; eilet und verliert den Muth nicht; dies allein kann Euch retten,« sagte der Mönch und drängte sie durch das Thor.

Der Hauptmann verschloß sogleich das Thor, öffnete aber auf des Mönchs Bitten die viereckige Öffnung in demselben, welches von Außen mit Gittern versehn war, um das Zeichen hören zu können. Bald wurde es gehört und nachdem man noch einige Augenblicke gewartet hatte, hörte man das Rollen des Wagens.

»Nun, Hauptmann! jetzt ist die Reihe an Euch,« sagte der Mönch vergnügt, als wenn ihm eine Last vom Herzen gefallen wäre; »mein Vorhaben ist erreicht.«

»Ich würde an Eurer Stelle nicht so vergnügt sein,« erwiederte der Kastellan; »Euer Hals, dünkt mich, muß schon das Zusammenziehen des Stranges fühlen. Und jetzt meinen Lohn.«

Der Mönch, welcher die Vorsicht beobachtet hatte, die Börse so lange in seinem Verwahrsam zu behalten, bis er sein Ziel erreicht hatte, über=

reichte sie ihm jetzt; nachdem dies Geschäft abgemacht war, ergriff der Hauptmann den Strick an der Glocke, die am Thore befestigt war, um die Schloßbewohner durch das Geläute aufzuwecken.

Es dauerte nicht lange, so kamen einige Soldaten, die an der andern Seite des Thors ihre Wohnungen hatten, halb angekleidet, und nur theilweise gewaffnet, herbei. Der Capitän, welcher beinah ganz nüchtern war, spielte seine Rolle ganz vortrefflich. Er hielt eine lange Rede, die seiner löblichen Gewohnheit gemäß, von Flüchen und Schimpfwörtern überströmte, worin er ihnen ihre Nachlässigkeit vorwarf; und wer ihn so gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß sein Zorn nur erkünstelt wäre. Seine Untergebenen, die ihn kannten, zitterten und sahen ihn ängstlich an, und Alle waren so bestürzt, daß sie vergaßen nachzufragen, worin denn ihre Schuld bestehe.

Der Unterofficier der Besatzung, erhielt zuerst seine Fassung wieder, und wagte es zu fragen, was eigentlich vorgefallen wäre.

»Danach fragt Ihr noch? Ihr Landstreicher und Taugenichtse!« rief der Hauptmann. »Weil alles gut verschlossen ist, und wir keinen Feind zu befürchten haben, erlaube ich es Euch bequem zu machen, und zu Bette zu gehen, obgleich Ihr Eurer Pflicht gemäß, an der Schloßbrücke Wache halten müßt; aber jetzt, anstatt eine geringe Wachsamkeit zu beweisen, schlaft Ihr, als wenn Ihr Opium eingenommen hättet, und man könnte das Schloß

halb niederschießen, ohne daß Ihr Etwas höret. Dieser Graukopf hat mir den Schlüssel entwendet, und scheint, ohne daß mir ein Grund bekannt wäre, sich davon machen zu wollen; ich vermuthe, daß noch mehr dahinter verborgen ist, und wir müssen es untersuchen.«

Während er so sprach, erschien der Haushofmeister in seinem Nachtzeuge, der, den einen Strumpf in der Hand haltend, Zeuge der letzten Worte gewesen war.

»Hab' ich es Euch nicht gesagt?« sagte der Haushofmeister, »daß er nichts Gutes im Schilde führte? wer weiß, welchen Streich der uns gespielt hat?«

»Rede, alter Schelm! was beabsichtigtest Du, als Du so heimlich entfliehen wolltest?«

»Mein Plan ist ausgeführt, und Niemand von Euch kann mir hinderlich sein,« sagte der Mönch.

»Sein Plan?« erwiederte der Hauptmann; »wer weiß . . . Haushofmeister! Sehet nach, ob die Frau sich noch in ihrem Zimmer befindet?«

»Ihr könnt die Mühe sparen,« antwortete der Mönch, welchem dies Schauspiel zu langweilig wurde; »ihretwegen erschien ich hier, und ich habe sie in Freiheit gesetzt.«

»Bei allen Heiligen!« rief der Hauptmann; »Georg — Peter! setzt ihr nach, Pferde; . . . doch, wir haben keine, . . . lauft ihr nach, Ihr könnt sie vielleicht noch einholen.«

»Auch dieser Mühe könnt Ihr Euch überheben,«

antwortete der Mönch, »denn ihre Retter sind beritten und schon weit von hier entfernt; außerdem sind sie zahlreich und gut gewaffnet. Doch Ihr könnet mich an ihrer Stelle hier behalten.«

»Ja, das wollen wir auch, und wenn Ihr der Bischof selber wäret, so sollt Ihr dem Strange nicht entgehen,« sagte der Haushofmeister; »o wehe uns! wie können wir uns verantworten?«

»Alle Schuld fällt auf Euch,« sagte der Hauptmann, »Ihr hättet ihr Zimmer verschließen müssen.«

»Und Ihr hättet eine Wache vor das Thor stellen müssen,« erwiederte der Haushofmeister.

»Dazu hatte ich keinen Befehl; aber Euch war befohlen, ihr Zimmer zu verschließen.«

Dies Letzte war die Wahrheit, und der Haushofmeister wußte Nichts einzuwenden. Aus Versäumniß, oder weil er diesen Befehl nicht recht verstanden hatte, oder auch, weil er die Nothwendigkeit davon nicht einsah, war es unterblieben, und der Hauptmann, welcher es wohl wußte, hatte sich deßhalb um so leichter entschlossen, den ausgesetzten Lohn zu verdienen, weil ein großer Theil der Schuld auf den Haushofmeister kam. Letzter, der bei dem Gedanken an des Ritters Floris von Kyfhoeks Wuth wie ein Espenlaub zitterte, stritt lange Zeit gegen diese Anschuldigung, bis der Hauptmann endlich wieder das Wort nahm.

»Nun denn!« sagte er leise, »ich will nicht klagend gegen Euch auftreten; laßt uns im Gegentheil gemeinschaftlich überlegen, wie wir den dro-

henden Schlag abwenden können. Der alte Schurke muß die Zeche bezahlen. Soldaten!« fuhr er laut fort, »nehmt ihn zu Euch in die Wachtstube und bewacht ihn streng. — Und Ihr, folgt mir leise in mein Schlafgemach, wir wollen uns dort berathen, wie wir die Strafe am besten von uns abwenden können.«

Dies Letzte flüsterte er ihm wieder leise in das Ohr, und der Haushofmeister, dem dieser Vorschlag sehr angenehm war, folgte ihm sogleich. Als sie in des Hauptmanns Zimmer angekommen waren, überlegten sie beinah eine Stunde lang, während der Mönch, von den Soldaten bewacht, in einem Winkel der Wachtstube in Gedanken versunken war. — »Vielleicht kann mich mein Gewand noch retten, . . . wenn nicht, in Gottes Namen!« . . . Dies waren die Worte, welche er zuletzt ausstieß.

Drei und dreißigstes Capitel.

Es war schon nach zwei Uhr. Nachdem der Hauptmann und der Haushofmeister ihre Angelegenheiten geordnet hatten, beschlossen sie, sich wieder zur Ruhe zu begeben, weil sie doch jetzt nichts mehr thun konnten. Als der Haushofmeister in dieser Absicht, von Kälte und Angst zitternd, die Treppe

hinabstieg, und der Hauptmann schadenfroh lachte, hörte man dreimal heftig an das Thor klopfen. Beide blieben einen Augenblick bewegungslos stehen. Dieser unerwartete Besuch hatte sie ganz außer Fassung gebracht, und als sie sich noch geraume Zeit unterhielten, wer es wohl sein könnte, wurde von Neuem mit verdoppelten Schlägen angeklopft.

»Wer da?« fragte der Hauptmann, durch dies wiederholte Klopfen wieder zu sich gekommen, indem er vorsichtig die kleine Pforte im Thore öffnete.

»Ich bin es,« antwortete eine Stimme, die er sogleich für die des Ritters Floris von Kyfhoek erkannte, »und da ich Licht sehe, und daraus schließe, daß Ihr noch nicht zu Bette seid, so dünkt mich, daß Ihr Euren Herrn gehörig warten laßt.«

Der Hauptmann war, trotz seiner Geistesgegenwart, bestürzt und verlegen, und zögerte noch eine gute Weile, ehe er die Pforte öffnete; der Haushofmeister war ganz zernichtet, und war wie an den Boden gefesselt.

»Warum zögert Ihr noch?« rief Floris ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

Endlich wurde die Thüre geöffnet, und der Schloßeigenthümer schritt, sein Pferd hinter sich herführend, herein. Er warf einen flüchtigen Blick auf den verlegenen Hauptmann und den erschreckten Haushofmeister, und sein scharfes Auge entdeckte sogleich darin etwas Ungewöhnliches.

»Was kömmt Euch an, daß Ihr mich gleich einem wilden Thiere angafft?« sagte Floris von

Kyfhoek; »ist es denn so auffallend, daß ich bei Nacht ankomme?«

»Das nicht, Eure Gnaden!« erwiederte der Hauptmann; »aber so unerwartet . . . so kurze Zeit nach diesem schrecklichen Ereignisse . . .«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte schnell der Ritter.

»Ach! Ew. Gnaden! die Dame, welche hier im Schlosse wohnte oder gefangen gehalten wurde, wie Ew. Gnaden befehlen, daß ich es nennen soll . . .«

»Redet! . . . zur Sache! . . .«

»Ist entflohen . . .«

»Entflohen!« rief der Ritter, ihn wüthend vor der Brust fassend und seinen Dolch aufhebend, — »durch wen, — auf welche Weise? sprecht schnell, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch diesen Stahl in das Herz stoße.«

»Welch eine abscheuliche Vermessenheit,« sagte der Hauptmann, den drohenden Arm kräftig festhaltend, »mich, ohne mich anzuhören, mit dem Tode zu bedrohen; da ich unschuldig bin, so werde ich als freier Mann, mein Leben zum wenigsten vertheidigen.«

»Foltert mich nicht länger,« erwiederte der Ritter, »vielleicht läßt sich noch Etwas in der Sache thun.«

Der Hauptmann rief jetzt den durch dies Schauspiel tödtlich erschreckten Haushofmeister herbei, und erzählte das Vorgefallene so wie sie es verabredet hatten, und wo die Schuld so viel als möglich von ihm abgewälzt war.

»Eurer Beider Nachlässigkeit ist daran Schuld!« rief Floris heftig aus.

»Es ist nicht meine Schuld, daß keine Pferde auf dem Schlosse waren, sonst . . .«

»Und der Mönch?« fragte der Ritter mit feurigen Blicken.

»Wird gut durch meine Soldaten in der Wachtstube bewacht!«

Floris von Kyfhoek legte seinen Mantel ab, riß das Licht aus den Händen des Haushofmeisters, und, indem er dem Hauptmann befahl, ihm zu folgen, begab er sich nach der Wachtstube, während der Haushofmeister, erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, dem Sturme zu entlaufen, das Pferd in den Stall zog.

Der Mönch saß noch in derselben Haltung, wie wir früher angaben, und schien mit der größten Gelassenheit sein Loos zu erwarten. Als Floris von Kyfhoek hereintrat, war er doch einigermaßen unruhig. »Sprich, Elender!« rief der wüthende Befehlshaber, indem er auf ihn zuschritt; »wo befindet sich die Frau, der Du Gelegenheit verschafftest, das Schloß zu verlassen?«

»Antwortet mir zuvor, Ritter! mit welchem Rechte hieltet Ihr sie gefangen?«

»Mit welchem Rechte frägt man mich? Verdammt! Solch eine Unverschämtheit überschreitet alle Gränzen. Sprich, Verräther! wohin ist sie entflohen? geschwind! Du sollst beispiellos bestraft werden.«

»Das kann ich nicht sagen; in diesem Augenblicke ist sie auch weit von hier und — in völliger Sicherheit. Meine Pflicht zwang mich, sie zu retten, und Eure Rache fürchte ich nicht; denn ich stehe unter dem Schutze der Kirche, und mein hohes Alter schützt mich gegen eine jede Mißhandlung; Niemand wird so schlecht sein, das greise Haar eines Priesters nicht in Ehren zu halten.«

»Deine Haare sind in Schande greis geworden — Schurke!« rief der Ritter außer sich vor Zorn; »heda! Soldaten! bindet ihn, und schleppt ihn in ein unterirdisches Verließ; da möge er, nachdem er die gräßlichsten Martern erlitten hat, eines Hungertodes sterben!«

Indem er also sprach, faßte er den Mönch beim Barte und riß ihn von der Bank. Wie vom Blitz getroffen, stand er einige Augenblicke unbeweglich, denn er hielt den falschen Bart, der sehr künstlich befestigt gewesen war, in seiner Hand.

»Es ist ein Verräther — ein Betrüger,« rief Floris von Kyfhoek; »entkleidet ihn sogleich; dies Gewand dient ihm wahrscheinlich zur Verkleidung.«

»Gebt Euch keine Mühe,« sagte der Unglückliche mit seiner natürlichen Sprache, indem er die Kaputze zurückwarf. »Ja, es ist eine Verkleidung. Ihr werdet mich jetzt wohl erkennen.«

»Bertha!« rief Floris mit flammenden Blicken, »ha! Ihr sollt dafür büßen.«

»Ich fürchte Nichts, denn ich habe Alles vorher berechnet. Ich habe mein Ziel erreicht, und unter-

werfe mich Allem. Margaretha ist gerettet — sie wird Beylings Gattin werden. Herr von Haamstedes Wunsch ist erfüllt. Ich bin alt — Ihr könnt mich nach Gefallen foltern. — Der, welcher dereinst über unsere Handlungen richten wird, wird mich bald erlösen.«

»Es wird sich finden, ob Ihr stets so standhaft bleiben werdet,« erwiederte Floris; »Ihr sollt an Margarethens Stelle meine Gefangene sein; eine langjährige Gefangenschaft, mit den grausamsten Mißhandlungen verbunden, wird Euer Loos sein; doch nicht der Art, daß Ihr darunter erliegt; — nein, Ihr müßt noch lange Jahre leiden. Ihr müßt . . .«

»Ohnmächtiger Wurm!« fiel ihm Bertha in die Rede, »ich stehe in des Himmels Schutz; was könntest Du mir anhaben?«

»Schleppt sie weg!« gebot Floris von Kyfhoek, durch diese Worte, welche ein unwandelbares Vertrauen verriethen, noch mehr erbittert, — »schleppt sie in das unterirdische Verließ des westlichen Thurms; fordert von dem Haushofmeister die Schlüssel, und laßt Euch von ihm den Weg weisen. Ihr, Hauptmann, bleibt hier. Mit Euch will ich die Strafe überlegen, welche ihrer Missethat gebührt.«

Nachdem er ihm seine Unvorsichtigkeit nochmals nachdrücklich verwiesen hatte, überlegten sie Beide, ob die Flüchtlinge noch eingeholt werden könnten. Aber man sah hiervon bald die Unmöglichkeit ein; denn es stellten sich so viele Schwierigkeiten in den

Weg, daß man es aufgab. Außerdem war es Nacht und sehr dunkel; man wußte nicht, welchen Weg sie genommen hatten; auch war nur ein Pferd auf dem Schlosse, und da Floris fest annahm, daß Margaretha von einer ansehnlichen Macht begleitet wäre, da er von dem eigentlichen Hergang der Sache keinen Begriff hatte, so hielt er es nicht rathsam, sie allein zu verfolgen.

Der grausame, rachsüchtige Floris sann über die ausgesuchtesten Martern nach, welche er dem Schloßhauptmann befahl, in Anwendung zu bringen. Er hielt sich überzeugt, daß sein Befehl pünktlich vollzogen werden würde, weil der Hauptmann, dem Anscheine nach sehr erzürnt, ihn dazu anfeuerte. Als er sicher war, schrecklich gerächt zu werden, ritt er spornstreichs nach Gouda, um von dort seine Kriegsleute nach allen Seiten auszuschicken, und wenn es möglich wäre, mit Tages Anbruch ihre Spur zu entdecken, oder sie einzuholen.

Floris von Kyfhoeks unerwartetes Erscheinen mußte seiner Furcht vor dem Auftreten Frank's von Borselen zugeschrieben werden, da er vermuthete, daß dieser wahrscheinlich mit einem besonderen Auftrage von Beyling auftreten und es versuchen würde, die Gräfin zu bewegen, sich für Margaretha zu verwenden und sie ihm auszuliefern. Er vermuthete, daß sie sich wohl dazu verstehen würde, um sich möglicher Weise vortheilhaftere Bedingungen zu erzielen. Diesem aber zuvorzukommen, beschloß er, Margaretha schneller, als er sich

vorgenommen hatte, nach Köln zu bringen, um sie dort in ein Kloster zu stecken, und war deßhalb heimlich in der Nacht, um keine Zeit zu verlieren, von Gouda in der Absicht, mit Tages Anbruch mit Margarethen die Reise anzutreten, hier angekommen.

Die unglückliche Bertha wurde durch die Soldaten auf eine rohe und grausame Weise aus der Wachtstube in das unterirdische Gefängniß geschleppt. Der Haushofmeister, welcher auf des Ritters Befehl sein Pferd wieder aus dem Stalle geholt, und ihm das Thor geöffnet hatte, erhielt den Befehl, die Thür des unterirdischen Kerkers zu öffnen und dem Hauptmanne den Schlüssel einzuhändigen. Dieser beeilte sich, diesen Befehl auszuführen, und verfügte sich augenblicklich mit dem Schlüssel nach dem Thurme, wo die Soldaten ihn bereits erwarteten.

Da er nicht zugegen gewesen war, hatte er von dem Vorgefallenen noch nichts erfahren, und als der Ritter ihm in Betreff der Beköstigung der Gefangenen einige Befehle ertheilte, und beständig ihr statt ihm sagte, war er höchst erstaunt; aber er wagte es nicht nach der Ursache zu fragen. Als er jetzt den Mönch ohne den Bart sah, der einen großen Theil seines Gesichtes bedeckte, war er höchst verwundert, und erkundigte sich sogleich bei dem Unterofficier nach der Ursache dieser Veränderung.

»Es ist eine Betrügerin, in dem Gewande eines Mönchs,« sagte der Unterofficier; »der Ritter von Kyfhoek hat es sogleich ausgefunden.«

»Dacht' ich es nicht?« rief der Haushofmeister. »Ja, beim ersten Anblicke bildete ich mir gleich ein, daß mehr darunter verborgen wäre; aber der Hauptmann weiß es immer besser. Mich bedünkt, diese Vermummung wird ihr theuer zu stehen kommen. Bringt sie mir herein; ich will ihr etwas zu Essen besorgen.«

Bei diesen Worten öffnete er die Thüre und entfernte sich. Bertha wurde in dies schauderhafte Gefängniß, wo sie nie wieder das Tageslicht erblicken sollte, geführt, denn keine Ritze, keine Öffnung, so klein sie auch sein mogte, erlaubte ihm den Zugang, und wo sie hinblickte, herrschte eine schwarze Nacht.

Die Soldaten blieben einige Zeit mit ihr im Gefängnisse und erwarteten die Ankunft des Hauptmannes; dieser erschien mit einer schweren eisernen Kette um den Arm geschlungen, und einigen Geräthschaften in der Hand.

»Befestigt diese Kette mit Zubehör hier an die Mauer,« sagte er zu dem Unterofficier, indem er ihm einen Platz anwies, »und schließt ihr diesen eisernen Reif um den Leib; hier ist der Schlüssel dazu.«

»Wozu diese unnützen Martern?« erwiederte Bertha; »ich werde keinen Versuch zur Flucht unternehmen.«

»Noch andere Martern erwarten Euch,« sagte der Hauptmann in einem barschen Tone, »dies ist nur ein Vorschmack Eurer Leiden.«

Bertha seufzte tief, und richtete ihre Augen

gen Himmel. Die Soldaten gehorchten dem Befehle ihres Hauptmannes, und bevor eine Viertelstunde verstrich, lag die unglückliche Frau mit Ketten überladen auf dem Boden.

Der Haushofmeister erschien inzwischen mit der ihr bestimmten Nahrung; das Trinkgefäß und das Brot, welches er trug, setzte er neben ihr nieder, und begab sich darauf zu dem Hauptmanne.

»Was habt Ihr der Gefangenen gebracht?« fragte der Hauptmann.

»Verschimmeltes Brot und unreines Wasser, dem Befehle des Ritters gemäß.«

»Nehmt es wieder weg,« erwiederte der Hauptmann, »und bringt ihr gesundes Brot und frisches Wasser.«

»Aber der Ritter hat befohlen . . .«

»Mich kümmern keine andere Befehle, als die, welche ich von ihm erhalten habe,« erwiederte der Schloßhauptmann. »Ich habe hier zu befehlen, wenn der Ritter nicht anwesend ist, und da er mir hiervon nichts gesagt hat, so handele ich nach meinen Gefühlen.«

»Aber es ist mir unbegreiflich, was Euch bewegt, zu ihrem Besten zu reden; denn wenn wir die Angst bedenken, welche wir ihretwegen ausgestanden haben, so erscheint es mir sehr paßlich, uns deßhalb an ihr zu rächen.«

»Ich hätte kaum so viel Klugheit bei Euch gesucht,« erwiederte der Kastellan; »vielleicht verlangt Ihr sogar, daß ich Euch über mein Verfahren Re-

chenschaft ablegen soll? Damit Ihr aber keine unrichtige Folgerungen zieht, so will ich Euch sagen, daß ich Befehl erhalten habe, die Gefangene zwei Mal des Tags auf den bloßen Körper tüchtig geißeln zu lassen, und damit sie desto länger in diesem erbärmlichen Kerker leide, so muß ich darauf bedacht sein, daß sie nicht zu bald unterliege. Da nun Euer verschimmeltes Brot und schmutziges Wasser ihr bald eine Krankheit zuziehn und in das Grab bringen würde, so streitet dies schnurstracks gegen die Politik unseres Ritters, und da es sehr begreiflich ist, daß das, was er im Zorn und Übereilung gesagt hat, nothwendig diese Folge haben würde, so müssen wir vernünftiger sein und seinen Befehl besser verstehn. Und nun befehle ich Euch, auf's Schnellste frisches Brot und reines Wasser ohne die geringste Widerrede herbeizuschaffen.«

»Euer Befehl soll sogleich ausgeführt werden, ich betrachtete die Sache von einer andern Seite, und muß gestehen, daß Ihr Recht habt.« Dies sagend, entfernte er sich, und kehrte bald mit gesundem Brote und frischem Wasser zurück.

»Jetzt entfernt Euch,« sagte der Hauptmann, nachdem Alles, seinem Wunsche gemäß, besorgt war; »ich habe der Gefangenen in des Ritters Namen noch Etwas zu sagen. Ihr könnt Euch wieder zur Ruhe begeben; ich werde für den gehörigen Verschluß der Thüren sorgen.«

Auf diesen Befehl entfernte sich der Haushofmeister und die Soldaten, und der Hauptmann blieb

bei Bertha zurück. Nachdem er einige Zeit an der Thür des Kerkers gestanden und gewiß war, daß sich Alle entfernt hatten, schloß er die Thür von innen zu, und näherte sich Bertha mit der Leuchte in der Hand.

»Wahrlich,« sagte der Hauptmann, »ich bin noch ganz erstaunt, in Euch eine Frau zu sehen, und nach dem Vorgefallenen kann ich es kaum glauben und würde es auch noch bezweifeln, wenn Euch der Ritter von Kyfhoek nicht als eine solche erkannt hätte. Wenn ich daran denke, welch' eine Rolle Ihr in meinem Beisein bei unserm ersten Zusammentreffen in der Schenke spieltet, so steigt noch immer meine Verwunderung. Ihr seid keine gewöhnliche Frau, und obgleich Ihr mir unbekannt seid, möchte ich es doch beschwören, daß Ihr nicht von geringer Herkunft seid. Ich muß Euren Muth und Eure Standhaftigkeit bewundern, und versichre Euch, daß ich Hunderte von Männern gekannt habe, die in Vergleich mit Euch nur Schwächlinge waren. Ich beklage Euch, denn wenn Ihr auch dem Herrn von Kyfhoek einen argen Streich gespielt habt, verdient Ihr doch ein besseres Loos. Wißt Ihr schon, welche Strafe er über Euch verhängt hat?«

»Giebt es eine noch schwerere Strafe, als Gefangenschaft in diesem schrecklichen Verließe?«

»Ja, dies ist für seine Rache nicht hinreichend, und er hat mir den Befehl ertheilt, Euch täglich so viel Geißelhiebe auf den bloßen Körper geben zu lassen, als ich es dienlich erachte.«

»Großer Gott! ist es möglich!« rief Bertha in Verzweiflung.

»Ja, Euer Geschick ist wahrlich fürchterlich,« sagte der Hauptmann, »und wenn Ihr dies zum Voraus hättet berechnen können, würdet Ihr wohl von Eurem Vorhaben abgestanden haben?«

»Abgestanden? — nein, nie. Ich habe das Ziel meiner Wünsche erreicht, und unterwerfe mich Allem. Ich habe mein Schicksal voraus gesehen, obgleich ich jetzt nicht läugnen kann, daß ich davor erzittere; denn ich bin doch nur immer eine Frau. Wenn ich noch ein Mal Margarethens Rettung unternehmen müßte, würde ich es bestimmt versuchen; meine Tage sind ihrem Ablaufe nah; ich habe in diesem Leben viel, sehr viel gelitten; jenseits wartet meiner ein anderes, herrlicheres Loos.«

»Glaubt Ihr denn nicht, daß mit diesem Leben Alles zu Ende ist?«

»Mensch! was habt Ihr für einen Glauben?« erwiederte Bertha feierlich und mit Nachdruck; »Ihr seid roh, wild und unempfänglich für höhere Gefühle; meine Gründe können Euch nicht überzeugen, denn Ihr würdet mich nicht verstehen. Aber Ihr habt doch Euren natürlichen Verstand, und ich gebe Euch zu bedenken, ob nicht einst eine Vergeltung statt finden wird. Floris von Kyfhoek hat gegen seinen Vater Krieg geführt, und ihn getödtet. Er hat seine Schwester entführt und widerrechtlich gefangen gehalten, und da ich aus Treue gegen meine Gebieterin sie in Freiheit gesetzt habe,

mißhandelt er mich grausam. Könntet Ihr nun noch glauben, daß, wenn ich den Martern erliege, der Himmel nicht einst Vergeltung ausüben wird?«

»Höret, ich bin ein Mann von dieser Welt, und habe keine Lust, mich auf solche Betrachtungen einzulassen; jedoch will ich Euch Etwas verkünden, was Euch sehr angenehm sein wird. Ich habe mir schon vom ersten Augenblicke an vorgenommen, Euch nicht zu mißhandeln, obgleich mir dazu strenge Befehle ertheilt sind. Erstens, hat Eure Geheimhaltung unseres Einverständnisses mich sehr für Euch eingenommen. Ihr besitzt so viel Muth und Standhaftigkeit, wie ich nie in einer Frau zu finden geglaubt hätte; Zweitens, obgleich ich nicht sehr zartfühlend bin, so ist es mir doch nicht möglich, eine Frau zu mißhandeln, die mich erst so großmüthig und uneigennützig beschützt hat. Ich will daher Euer Loos bedeutend mildern, wenn Ihr mir schwören wollt, mich nicht zu verrathen.«

»Dies gelobe ich Euch feierlichst. — Ihr habt ja schon die Erfahrung gemacht, wie sehr Ihr Euch darauf verlassen könnt.«

»Nun dann versichere ich Euch, daß aus der Strafe zwei Mal täglich nichts werden soll; es würde mir nicht schwer werden, Jemanden in der Aufwallung des Zornes den Hals zu brechen; aber kaltblütig das Amt eines Henkers zu verrichten, dazu tauge ich nicht. — Hier habt Ihr einen Schlüssel, welcher zu dem eisernen Reif um Euren Körper paßt. — Ihr könnt ihn dadurch lösen, sobald

Ihr allein seid, um Euch frei bewegen zu können, wenn Ihr nur sorgfältig darauf achtet, ihn wieder anzulegen, wenn Jemand in Euren Kerker kommt. Ich werde darauf bedacht sein, Euch in der Folge eine Verbesserung in Eurer Beköstigung zu verschaffen. Das ist Alles, was ich für Euch thun kann. Ein anderes Gefängniß oder noch mehr Bewilligungen kann ich Euch nicht zugestehen, ohne Verdacht bei dem Haushofmeister zu erwecken. Ihr müßt also damit zufrieden sein, und anerkennen, daß ich kein undankbarer Wüthrich bin.«

»Ich gestehe, daß ich einen solchen Edelmuth bei Euch nicht erwartet hätte, und bin fest überzeugt, daß Ihr, wenn Euch auch nur Etwas an der Gunst Eures Gebieters gelegen ist, Ihr nichts weiter für mich thun könnt.«

»Wohlan denn!« fügt Euch in Euer Schicksal; vielleicht stellen sich noch bessere Zeiten für Euch ein. Ich will Euch einen Strohsack geben lassen, und späterhin mich deßhalb zu entschuldigen wissen. Gehabt Euch wohl für heute; ich verlange nach Ruhe und wünsche sie Euch auch.«

Nachdem er dies gesagt hatte, entfernte er sich und verschloß die schwere Thür von Eichenholz, stark mit Eisen beschlagen. Noch einige Augenblicke wiederhallte das Echo seine Fußtritte durch den gewölbten Gang, und bald erfolgte eine Grabesstille.

»Ruhe!« seufzte Bertha; »ach! wird sie mir noch zu Theil werden . . . . ? doch ich will nicht murren! Ich habe ja mein Ziel erreicht. Marga-

retha wird Albrechts Gattin. — Nein, ich will vielmehr dem höchsten Wesen dankbar sein, daß es meine Bemühungen durch einen guten Erfolg gekrönt hat, und mich vor einer der gräßlichsten Strafen bewahrt, indem es das Herz dieses wüsten Menschen zarter stimmt. Ich will mein Loos mit Gelassenheit und Ergebung tragen. Ich bin alt, und vielleicht ist der Augenblick meiner Erlösung nicht fern.«

Der Unterofficier erschien wieder, von einem Soldaten begleitet, welcher eine Strohmatratze trug, in dem Kerker. Er befahl, sie neben Bertha niederzulegen, und sich wieder zu entfernen.

Als Alles wieder still geworden war, schloß Bertha den eisernen Reif los und legte sich auf dem Strohbette nieder. Lange Zeit kämpfte der erschöpfte Körper mit dem Übermaße der ausgestandenen Leiden. Der Erste fühlte das Bedürfniß nach Ruhe, doch die Letzten versagten es. Die außerordentliche Ermüdung trug endlich den Sieg davon, und nach einigen Stunden verschloß ein leichter Schlummer ihre Augen.

Vier und dreißigstes Capitel.

Wir wollen die unglückliche Bertha, die einen so edlen Beweis ihrer Hingebung gab, in

ihrem Kerker lassen und dem Ritter von Kyfhoek nach Gouda folgen. Kaum war er in die Stadt zurückgekehrt, so ließ er die unter seinem Befehle stehenden Krieger, welche daselbst in Besatzung lagen, auf dem Markte versammeln, und ertheilte den Hauptleuten den Befehl, daß ein Jeder mit seiner Compagnie in verschiedenen Richtungen ausziehen und alle mögliche Erkundigung nach den Flüchtlingen einziehen sollte. Es verstrich eine geraume Zeit, ehe alles geordnet war, und der Tag brach unterdessen an. Dies war nicht Floris Wunsch, denn es erfolgte ein großer Auflauf. Einige Arbeitsleute, welche sahen, daß die Truppen aus den Thoren zogen, verbreiteten das Gerücht, daß der Feind im Anzuge wäre; bald war die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und es drang bis zu Jacobas Ohren.

Die Gräfin dadurch erschreckt, da sie während des Winters keine kriegerische Bewegungen erwartete, schickte sogleich nach dem Ritter von Kyfhoek, welcher mit einigen Compagnien in der Richtung nach Rotterdam selbst ausgezogen war, und so eben wieder in das Thor eintritt. Er fertigte den Boten mit einer beruhigenden Nachricht ab und versprach bald selbst zu erscheinen.

Floris von Kyfhoek hätte, wenn es möglich gewesen wäre, die Sache noch gern geheim gehalten; doch dies war unmöglich geworden. Er begab sich sogleich zu der Gräfin, und erzählte ihr, daß Margaretha entflohen wäre. Die Grä-

fin erkundigte sich ganz genau nach den näheren Umständen, und ihr Günstling theilte sie ihr der Wahrheit gemäß mit.

»Ihr habt die ganze Stadt in Alarm gebracht,« sagte die Gräfin, »und zwar ganz unnütz; denn es war wohl zu denken, daß Ihr unter dem ausgeworfenen Netze Fische suchtet. Ist die Frau Eure Gefangene?«

»Ja sie ist in meiner Gewalt, und sie soll schrecklich und beispiellos bestraft werden,« antwortete der Ritter.

»Es ist wahr, sie hat Euch hintergangen,« sagte Jacoba; »aber so große Standhaftigkeit in einer Frau, kann man sich kaum denken, und ich kann nicht läugnen, daß mir der Zug sehr gefällt. Mich verlangt ihre Bekanntschaft zu machen, und ich ersuche Euch, mir dazu Gelegenheit zu verschaffen.«

»Nie, gnädige Frau! Niemals soll sie wieder das Tageslicht schauen. Ihr würdet durch ihre Thränen gerührt, ihr vielleicht Verzeihung gewähren, und wenn ich das vermuthen könnte, so würde ich ihr zuvor mein Schwert in den Leib stoßen; denn ich wollte lieber hundert Fuß in die Erde versenkt sein, als meine Rache aufgeben.«

»Die ist in jeder Hinsicht billig, und ich will Euch darin nicht hinderlich sein. Es war nur eine plötzlich aufkommende Neugierde sie sehen zu wollen; da aber ihre Strafe, wie Ihr sagt, so fürchterlich ist, so will ich lieber davon abstehn; denn es würde mich zu sehr angreifen, und sie hat doch ihr Schick-

sal verdient. Ich ersuche Euch jetzt, die Bevölkerung der Stadt zu beruhigen, und sie mit der wahren Ursache des Truppenabmarsches bekannt zu machen. Darauf kommt wieder hierher; denn um zehn Uhr wie Ihr wißt, werde ich dem Gesandten des Herzogs von Burgund Audienz ertheilen. Ihr sollt ihn mir vorführen und Euch in dem nächsten Gemache aufhalten, damit ich Euch sogleich rufen kann, wenn es nöthig wäre Euren Rath einzuholen.«

Der Ritter entfernte sich um diesem Befehle nachzukommen, während die Gräfin in Nachdenken versunken, in ihrem Gemache auf und abging. »Ja,« sagte sie nach Verlauf einiger Augenblicke, »es ist ohne Zweifel eine merkwürdige Frau. Ich brenne vor Verlangen, sie kennen zu lernen; doch ich muß vorsichtig zu Werke gehn, sonst könnte ich sie leicht in das Verderben stürzen.«

Die Gräfin war in ihren Gedanken nur mit Bertha beschäftigt. Ihr standhaftes Betragen hatte ihre Bewunderung erregt. Sie hatte auch schon beschlossen, Alles anzuwenden, um Berthas Loos zu erleichtern; aber dies mußte mit der größten Vorsicht geschehen, da sie überzeugt war, daß Floris von Kyfhoek, wenn er dies nur im Geringsten bemerkte, Alles anwenden würde, es zu hintertreiben, vielleicht gar Bertha umbringen. Deßhalb beschloß sie äußerlich seine Rache zu billigen, denn Staatsangelegenheiten verhinderten sie, vorerst diesen Plan auszuführen; jedoch sobald diese beseitigt wären, gleich an Bertha zu denken.

Die Gräfin begab sich zum Morgenimbiß, und berieth nochmals mit ihren Freunden, welches Betragen sie bei der geheimen Audienz zu beobachten habe. Darauf gieng sie in ihr Ankleidezimmer, um sich zum Empfange des Gesandten vorzubereiten.

In einem aufs prachtvollste ausgestatteten Saale, erwartete Jacoba den vom Herzoge Philipp abgesandten Statthalter von Holland und Zeeland; ihre Kleidung war einfach, doch geschmackvoll, und sie erschien darin im vollen Glanze ihrer Schönheit. Ein schön gewirktes Gewand, hellgrau mit weißer Seide gefüttert und aufgeschlitzt, umschloß ihren schön geformten Körper. Ein langer Schlepp bewegte sich auf dem Fußboden. Ihr schöner Hals war von einem aufstehenden gefalteten Kragen umschlossen, welcher aber nicht so dicht anschloß, um ihren lilienweißen Nacken nicht durchblicken zu lassen. Ihr Haupt bedeckte eine zierliche Kopfbedeckung aus den schönsten und kostbarsten Spitzen angefertigt, von oben niedergedrückt und mit einem großen Juwel verziert; ihr glänzend dunkelbraunes Haar, welches gefällig von beiden Seiten glatt anliegend hervortrat, erhöhete noch den Glanz ihres schönen Antlitzes.

Die Gräfin saß in einem Lehnstuhle, als Frank von Borselen, von Floris von Kyfhoek hereingeführt wurde. Er grüßte ehrerbietig die Gräfin, welcher Gruß von ihr auf gleiche Weise erwiedert wurde. Auch seine Kleidung war

einfach doch zierlich; der obere Theil seines Körpers war mit einer kurzen Jacke von blauer Seide umschlossen, deren weite, bis an den Ellenbogen reichende Ärmel, beinah bis an das Knie niederhingen. Dann trug er weiß seidenes dicht anschließendes Unterzeug, welches sich in Strümpfe verlängerte, und seine schöne Form vortheilhaft hervortreten ließ; seine Schuhe, waren mit schwarzem Sammt und diamantenen Schnallen verziert. Der Hals war ziemlich bloß und mit einem steifen Kragen umgeben; um die Schultern hieng eine schwere goldene Kette, woran der Ritterorden des goldenen Vließes befestigt war. Das Haupthaar war kurz, und die krausen Locken erhöheten noch die Schönheit seines männlichen Antlitzes. An seiner Seite hieng ein großes Schwert, und in seiner linken Hand hielt er einen schwarz sammtenen Huth mit niedrigem Kopfe und breitem Rande, der mit einer diamantenen Spange verziert war. Ungeachtet der edlen Einfachheit, herrschte doch eine gewisse Pracht vor, so daß man neben dem holländischen Edelmanne, auch sogleich den Hofmann des Herzogs von Burgund aufs deutlichste erkennen konnte.

Schon beim ersten Anblick erweckte der Statthalter im höchsten Grade Jacoba's Interesse. Sie betrachtete ihn einige Augenblicke, und warf dann unwillkührlich einen Blick auf den Ritter von Kyfhoek; denn die Verschiedenheit in beider Haltung und Benehmen war wirklich auffallend. —

Frank von Borselen trat mit einem tiefen Ernst in das Gemach. Auch sein Blick verweilte einige Zeit auf der Gräfin. Der Glanz ihrer Anmuth und Schönheit fiel ihm auf, und es erfolgte unmittelbar eine Veränderung in seinem Äußern; der Widerwille, welchen die höfischen Manieren des Ritters von Kyfhoek erregten, verschwand, und wurde durch Bewunderung und Theilnahme ersetzt.

Nachdem Floris von Kyfhoek sich entfernt hatte, wies die Gräfin dem Statthalter den Armstuhl an, welcher ihr gegenüber am Tische hingestellt war. Er ließ sich nieder, und während beide sich mit sichtbarer Verlegenheit ansahen, herrschte ein tiefes Stillschweigen. Jacobens Antlitz war mit einer hohen Röthe überzogen. Frank von Borselen war betroffen. Es schien, daß Niemand zuerst reden wollte; denn ihre Sprachlosigkeit dauerte noch fort. Beider Verlegenheit nahm mit jedem Augenblicke zu; sie bewegten die Lippen, allein eine unsichtbare Macht schien ihnen die Worte zu versagen. Endlich brach Jacoba, deren Verlegenheit immer mehr zunahm, das Stillschweigen.

»Ihr habt, im Namen des Herzogs von Burgund, um eine geheime Audienz gebeten,« sagte sie, »entledigt Euch Eures Auftrags, Herr Ritter!«

»Verzeihet, gnädige Frau!« erwiederte Frank von Borselen, »daß Ihr gezwungen waret, zuerst das Stillschweigen zu brechen. Dies erste Zusammentreffen erregte bei mir einen besondern Ein-

druck. Bei Eurem Anblick wünsche ich sehnlichst, nicht mit meiner Sendung beauftragt zu sein; denn ich befürchte, daß ich den Vortheil meines Fürsten und Gebieters nicht gehörig beherzigen werde. Ich bin überzeugt, daß mir die kalte Berechnung, das Phlegma, womit ein Gesandter ausgestattet sein muß, ganz fehlen wird, und daß ich nicht so, als er es verlangt, seine Sache durchführen werde; und statt damit beschäftigt zu sein, die Anforderungen des Herzogs von Burgund zu vertheidigen, fühle ich mich gezwungen unwillkührlich auszurufen: wie schön seid Ihr und doch so unglücklich!«

Jacoba war tief bewegt und schwieg; eine Thräne perlte in dem großen braunen Auge. Nach Verlauf einiger Augenblicke bemühete sie sich, ihre Fassung wieder zu erlangen, und sagte:

»Ich bin höchst verwundert, einen Gesandten des Herzogs von Burgund also reden zu hören. Sollte noch ein Zeeländischer Edelmann und Anhänger des Herzogs zu finden sein, der mich beklagte, oder dem es erlaubt wäre, mich zu beklagen?«

»Eine jede Unglückliche hat Anspruch darauf, und ich glaube nicht, daß es mir der Herzog übel deuten würde, wenn ich aufrichtigen Antheil an Eurem Schicksale nähme. Er ist Euer Feind, schätzt Euch aber deßhalb nicht minder hoch.«

»Er schätzt mich hoch,« erwiederte Jacoba bitter, »und beraubt mich meiner rechtmäßigen Besitzungen, nachdem er mich widerrechtlich gefangen

nahm; und Euch, Herr Ritter! hat die Partheiwuth nicht so sehr verblendet, daß Ihr eine Frau von der Parthei der Hoecken noch hochachten könnt?«

»Gnädige Frau! Ihr beurtheilt mich unrecht. Ich war von frühester Jugend an im Gefolge des Herzogs von Burgund, und habe ihm stets treu gedient; auch hat er mich mit Gunstbezeugungen überhäuft, wozu meine Ernennung zum Statthalter von Holland und Zeeland zum Belege dient, — jedoch leitete mich nie der Haß gegen Euch oder die Hoecken. Ich kannte Euch nicht; aber hätte ich früher mich dieses Glückes erfreut, so würde ich mich nicht unter die Fahnen des Herzogs von Burgund gereihet haben.«

Jacoba erröthete heftig. »Herr Ritter!« sagte sie, »wir verlassen unsern Weg; Ihr sollt mich von Staatssachen unterhalten, und wir reden von unsern eigenen. Habt die Güte, mir des Herzogs von Burgund Anforderungen mitzutheilen.«

»Noch muß ich Euch sagen, gnädige Frau! daß ich sehr wünsche, in meiner Eigenschaft von einem andern ersetzt zu werden; denn warum soll ich es läugnen? ich bin beim ersten Zusammentreffen entwaffnet. Mit kalter Besonnenheit müßte ich Euch Eure Rechte auf die Grafschaften streitig machen, fühle mich aber von Hochachtung, Bewunderung und Theilnahme hingerissen. Wie wäre es nun möglich, daß ich, der ich von diesen Rechten überzeugt bin, jetzt den Vortheil meines Gebieters wahrnehmen könnte? Gegen meinen Willen

müßte ich ihn verrathen; denn der Eindruck, welchen diese erste Bekanntschaft auf mich gemacht hat, wird nicht leicht aus meinem Gedächtnisse verwischt werden.«

»Wahrlich!« sagte Jacoba mehr und mehr verlegen, »ich gestehe Euch, daß ich ein solches Zusammentreffen nicht erwartet habe; doch wie Ihr auch von mir denkt, so ist es stets nothwendig, daß Ihr mir des Herzogs Begehr mittheilt.«

»Ihr habt Recht, gnädige Frau! verzeihet mir diese Ausweichung. — Ich habe mein Herz erleichtert, und kann nun einigermaßen freier athmen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich meiner . . . ., doch genug. Ihr verlangt die Anforderung des Herzogs von Burgund zu hören; wohlan! ich will mich bemühen, alles Andere bei Seite setzend, meine Pflicht so treu als möglich zu erfüllen. — Philipp sieht Eure Sache völlig hoffnungslos an, und fordert, daß Ihr ihm das Regiment über Eure Grafschaften abtreten sollt, wogegen er Euch ein ansehnliches Einkommen, die Herrlichkeiten Voorne, Süd-Beveland und Tholen, und die Beibehaltung des Titels Gräfin, anbietet.«

»Welch ein schändlicher Vorschlag!« rief die Gräfin; wobei sie aber nicht den Unwillen an den Tag legte, welchen man von ihrem Character hätte erwarten müssen, denn das Zusammentreffen mit dem jungen schönen Ritter, hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und sie ward sichtbar zer-

streut. — »Ist denn meine Sache wirklich so hoffnungslos?«

»Wenigstens glaubt es der Herzog,« erwiederte von Borselen. »Er behauptet, daß die Niederlage in Zeeland das war, was die bei Cannä für Rom.«

»Dann bleibt mir auch vielleicht noch ein Scipio, mich zu rächen,« antwortete Jacoba. »Aber, Herr Ritter!« sagt mir Eure aufrichtige Meinung; glaubt Ihr auch, daß dieser Krieg meinen Untergang zur Folge haben wird?«

Es war in der That eine auffallende Erscheinung, daß Jacoba den Gesandten ihres Feindes um Rath fragte. Aber schon vom ersten Augenblicke an, hatte ihr das offene ritterliche Benehmen Frank von Borselens, das größte Vertrauen eingeflößt, und der Keim einer leidenschaftlichen Liebe lag schon in beider Herzen; daher auch, daß die Beziehung, welche zwischen ihnen bestand, für einen Augenblick verschwand, um, ohne daß sie es wußten, durch ein gegenseitiges Vertrauen ersetzt zu werden.

»Gnädige Frau!« sagte Frank von Borselen, »ich schwöre Euch bei meiner Ritter-Ehre, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als Euch darauf eine günstige Antwort ertheilen zu können, aber ich würde dann gegen meine Überzeugung reden. Ich weiß, daß Euch noch Hülfsmittel genug übrigbleiben, um einige Zeit den Krieg mit Ruhm fortzusetzen; aber endlich werdet Ihr der Übermacht wei-

chen müssen. Philipp von Burgund ist ein zu mächtiger Feind, der Euch nicht allein mit seinen Tausenden bekriegt, sondern auch Eure Bundesgenossen durch schöne Versprechungen von Euch zu entfernen weiß. Wenn Ihr hofft, daß der Mann, welcher mich zu Euch sendet, Euch einst ein Scipio werden soll, dann fürchte ich, daß Ihr Euch täuscht. Jedoch bin ich weit davon entfernt, Euch zu bereden, des Herzogs Forderungen zu bewilligen. — Meine Pflicht verbietet mir, Euch einen entgegengesetzten Rath zu ertheilen .... Ihr allein habt in dieser Angelegenheit zu entscheiden.«

»Glaubet mir, Herr Ritter! ich denke nicht im Entferntesten daran,« erwiederte Jacoba. »Nie werde ich mich so sehr erniedrigen. — Ich werde dem Herzoge zeigen, daß mir noch Muth und Kraft genug übrig geblieben, ihm Widerstand zu leisten, und daß ich noch nicht so tief gesunken bin, als er glaubt.«

Jetzt folgte noch eine lange Unterhaltung, worin Frank von Borselen — der von Philipp von Burgund ermächtigt war, im Falle Jacoba diesen Antrag verwarf, einen gelindern in Vorschlag zu bringen — seines Auftrags sich entledigte. Dies geschah jedoch auf eine sonderbare Weise, abwechselnd im Wettstreit mit Pflicht und Liebe. Erste gebot ihm Treue gegen den Herzog; die Andere verhinderte ihn, jene genau zu erfüllen, und er vermochte es nicht über sich, die Gräfin zu überre-

den, in eine widerrechtliche Forderung einzuwilligen.

Dies Verfahren flößte Jacoben Muth ein, alle Vorschläge des Herzogs zu verwerfen; weil selbst die gelindesten mit ihren Ansichten nicht verträglich waren. Der Ritter von Borselen, obgleich er mit der Absicht hierhergekommen war, sich pünktlich seiner Pflicht als Gesandter zu entledigen, war jetzt anderer Gesinnung, und beschloß nur, so zu handeln, daß man ihn weder der Untreue, noch des Verraths beschuldigen konnte; denn — er liebte die Gräfin, und wie hätte er, von dem Unrecht, das man ihr zufügte überzeugt, sie in ihre Schande einzuwilligen, anfeuren können.

Auch die schöne Jacoba, welche kaum vier und zwanzig Jahr alt, schon drei Mal das Drückende der Ehestandsfesseln, welche sie mit Widerwillen sich hatte anlegen lassen, erprobt, und die bei ihrer ehelichen Verbindung nur ihr Interesse zu Rathe gezogen hatte, lernte jetzt zum ersten Male die Liebe kennen. Sie liebte — und schämte sich in Gegenwart des Gegenstandes ihrer Zuneiguug einen erniedrigenden Vorschlag einzugehen. Die Zukunft erschien ihr minder trübe. — Sie liebte und wurde wieder geliebt und wähnte sich nicht mehr unglücklich, denn Frank von Borselen würde in der Folge ihr Beschützer sein. Wie viel konnte er in seiner Stellung nicht für sie thun! Philipp von Burgund war ihm zugethan, und wenn sie, um seine Ehrsucht zu befriedigen, einiges einräumte,

so konnte sie mit dem Gegenstande ihrer Liebe, an die Spitze der Landesregierung gestellt werden, und einer erwünschten Ruhe sich erfreuen.

Flüchtig schwebten ihr diese Gedanken vor, und sie verwarf völlig den Antrag auf die Herrschaft zu verzichten, welches der Herzog von Burgund auch in seinen mildern Forderungen ohne Ausnahme begehrte. Frank von Borselen war ihr hierin nicht entgegen, denn auch er nährte dieselbe Hoffnung wie die Gräfin.

Hierauf folgte ein Gespräch über den Zustand des Landes, über die Rechte der Gräfin und die Anmaßungen des Herzogs, das länger als eine Stunde dauerte. Beide wurden mit ihren beiderseitigen Grundsätzen und ihrer Denkungsweise näher bekannt, und dies diente durch ihre Übereinstimmung noch mehr, sie näher zu vereinigen.

»Wohlan denn, gnädige Frau!« sagte der Ritter, »ich werde dem Herzoge Eure gänzliche Weigerung hinterbringen; jedoch werde ich Euch Zeit lassen, darüber nachzudenken. Ich bitte daher um Erlaubniß, noch einige Tage hier verweilen zu dürfen; Ihr könnt unterdessen mit Euren Freunden darüber berathen.«

Dieser Vorschlag war Jacoben sehr angenehm, denn der Gedanke, daß der Ritter sich unmittelbar nach dieser Unterhaltung wieder entfernen würde, war ihr unerträglich. Dies legte sie auch, so viel die weibliche Bescheidenheit es zuließ, an den Tag, und bot ihm eine schöne Wohnung in der Stadt an.

»Ich habe meinen Befehl vollstreckt, und sehe die Sache nun als beendigt an,« sagte Frank von Borselen. »Ich gehe jetzt zu einer andern Sache über, die mir einer meiner vertrautesten Freunde aufgetragen hat, und hoffe sie glücklicher durchzuführen. Sie betrifft die Tochter des Herrn von Haamstede, welche sich in der Gewalt ihres entarteten Bruders befindet, und ich benutze diese Gelegenheit, Euch um ihre Auslieferung inständigst zu bitten; denn ich bin vollkommen überzeugt, daß diese widerrechtliche Entführung, so wie Alles was sich dabei zutrug, sich nie Eurer Billigung erfreuen wird.«

Er erzählte jetzt, wie niederträchtig der Ritter von Kyfhoek sich betragen, wie er das großmüthige Verfahren Beylings, ihm Leben und Freiheit geschenkt zu haben, dadurch lohne, daß er ihm seine Braut entführe, so wie Alles, was sich auf dem Schlosse Haamstede zugetragen, welches Jacoba aber schon von Margaretha erfahren hatte.

Jacoba war erstaunt und höchst aufgebracht zugleich; denn wenn ihr Floris auch als grausam und rachsüchtig bekannt war, so hatte sie ihn doch nicht so schlecht gehalten. »Glaubet mir,« sagte sie, »daß ich dies unedle Verfahren verabscheue, und es ihm nachdrücklichst verweisen werde. Zum Glücke, daß er darin doch keine Befriedigung findet, und daß der Himmel sich gerecht zeigt; denn sie ist ihm wieder entflohen.«

»Entflohen!« rief Frank von Borselen erfreut.

Jacoba erzählte ihm nun den Verlauf der Sache, fügte aber noch hinzu, daß sie es bedaure, weil sie die Gemahlin ihres bittersten Feindes würde, der ihr schon so großen Schaden zugefügt, und auf dessen Haupt sie, da er ein Landesverräther wäre, einen Preis gesetzt hätte.

»Gnädige Frau!« erwiederte der Ritter, »dann habt Ihr eine große Ungerechtigkeit begangen, und nur der, welcher so niederträchtig gegen Beyling handelte, konnte Euch dazu anfeuern. Der entartete Floris von Kyfhoek belagerte das Schloß des Herrn von Haamstede, seines Vaters. Obgleich er keine gerechte Ansprüche mehr darauf hatte, so wandte er doch Alles an, ihn zur Übergabe zu zwingen, und es würde ihm gewiß gelungen sein, sich dessen zu bemächtigen, wenn der Herr von Haamstede, mit dem Character seines Sohnes hinlänglich bekannt, nicht lieber den Tod gewählt hätte, als in seine Hände zu fallen. Dies wußte der Ritter Beyling noch nicht, als er Eurem Heere in Zeeland eine Niederlage beibrachte. Nichts ist natürlicher, als daß der, welcher auf dem Schlosse Haamstede auferzogen, und mit Margarethen verlobt war, alles anwandte, das Schloß zu entsetzen, und er erst dann, als man ihm so schändlich Alles, was ihm so theuer war, geraubt hatte, sich unter des Herzogs Fahnen reihete. — Ich kann Euch jedoch versichern, daß dies nicht der Partheienwuth zugeschrieben werden darf; er verflucht einen Bürgerkrieg, der das Land so sehr zer-

stört und wünscht sehnlichst, daß eine Versöhnung möglich wäre. Ib bin sein genauester Freund und kenne seine Grundsätze. — Jetzt, da Margaretha frei ist, wird er Euch einen überzeugenden Beweis davon liefern; denn er hat mich versichert, daß, wenn er wieder in ihrem Besitze wäre, er auf immer des Herzogs Dienst verlassen, und sich ruhig auf der Insel niederlassen würde.«

»Dann hab' ich ihn unrecht beurtheilt,« erwiederte Jacoba, »denn ich hielt ihn für einen der wüthendsten Kabliauen und meinen bittersten Feind.«

»Man hat Euch hintergangen, gnädige Frau! um Euren Haß gegen ihn zu erwecken. Wenn er Euren Untergang beabsichtigte, warum sollte er denn den hohen Rang, welchen ich jetzt bekleide, und der ihm vom Herzoge angeboten ist, ausgeschlagen haben?«

»Hat er das wirklich?« fragte Jacoba erstaunt.

»Gnädige Frau!« antwortete Frank von Borselen; »ich kann Euch feierlichst versichern, daß, wenn Ihr keinen andern Feind hättet, als den Ritter Albrecht Beyling, so würdet Ihr bald wieder im ruhigen Besitze Eurer Grafschaften sein. Ich wünschte nur, einen geringen Theil seiner Tugenden zu besitzen.«

»Dann will ich das gegen ihn ausgesprochene Urtheil vernichten,« sagte Jacoba.

»Das müßt Ihr, gnädige Frau! denn es befleckt nur Euren guten Namen. Obgleich er am Hofe des Herzogs sicher genug ist, so könnte sich doch ein Schwärmer oder Bösewicht finden, der ihn

im Geheimen ermordete, um den ausgesetzten Preis zu verdienen, und auf Euch würde der abscheuliche Mord des edelsten Ritters zurückfallen. Ja, ich überzeuge mich, Gräfin! meine Vermuthung bestätigt sich vollkommen. — Ihr seid eben so edel, als schön; aber Ihr habt schlechte Rathgeber, und ich bedaure Euch, einen Mann, wie Floris von Kyfhoek, an der Spitze Eures Heeres zu haben.«

Die Gräfin seufzte tief. Sie selbst beklagte sich jetzt über sein Betragen und seine Anmaßungen, die jedoch seit seiner Niederlage in Zeeland merklich verringert waren, und sie gab ihr Bedauren zu erkennen, daß sie sich gegen den Retter ihres Lebens nicht dankbarer bezeigen konnte. Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich deutlich der Abscheu, welchen die Gräfin gegen ihn hegte, und Frank von Borselen erfuhr zu seiner größten Freude mit Gewißheit, daß Alles, was man von einem Ehebündniß zwischen ihr und Floris ausgestreuet hatte, durchaus der Wahrheit entgegen war.

Nochmals kam die Unterhaltung auf Margarethas Befreiung, und des Ritters erste Frage war, was aus Bertha geworden wäre, die, wie wir schon wissen, ihm, nachdem was sich nach der Schlacht bei Brouvershafen zugetragen hatte, auch nicht unbekannt war.

»Sie ist in Floris Gewalt,« antwortete Jacoba, »der fürchterliche Rache nehmen wird; ihr Loos ist grausam.«

»Und Ihr laßt das zu, gnädige Frau?« erwie-

derte der Ritter. »Ihr laßt sie, ohne Euch ihrer anzunehmen, in der Gewalt dieses Bösewichts, nachdem sie durch eine so edle Hingebung ihren Namen unsterblich gemacht hat?«

Jacoba theilte ihm jetzt ihren Plan mit, und die Gründe, welche sie zurückgehalten hatten, Etwas zur Milderung ihres Schicksals zu unternehmen. »Sie in Freiheit setzen,« fügte sie hinzu, »kann ich unmöglich; denn ich würde mir dadurch in Floris und seinem Anhange gefährliche Feinde zuziehen; aber ihr Loos mildern, werde ich ganz gewiß.«

»Gnädige Frau!« fragte Frank von Borselen, »sollte es nicht möglich sein, mir durch Euren Einfluß eine Unterhaltung von nur wenigen Minuten mit ihr zu verschaffen? Diese könnte vielleicht zu Aufklärungen führen, die für meinen Freund vom größten Nutzen wären, und ich würde es mir zu einem besonderen Vergnügen anrechnen, deren Überbringer zu sein.«

»Wenn sie sich erst in meiner Gewalt befindet, dann könnte es sein,« antwortete Jacoba nachdenkend, »doch immer nur unter der strengsten Geheimhaltung.«

Beide unterhielten sich noch geraume Zeit zutraulich über minder wichtige Angelegenheiten. Beider Leidenschaft wurde dadurch noch mehr angeregt, und sie überzeugten sich vollkommen, daß ihre Ansichten ganz übereinstimmten.

Es war schon ein Uhr, und die Zeit zur Mittagstafel herangerückt. Die drei Stunden waren

wie ein Schatten bei ihnen vorüber gezogen. Ungern brachen sie die Unterhaltung ab, welche sie schicklich nicht länger hätten fortsetzen dürfen.

Jacoba lud den Ritter zur Tafel, welcher es mit Freuden annahm. Sie ersuchte jetzt Floris von Kyfhoek und noch drei ihrer vertrauten Freunde, welche sich in einem nahe gelegenen Gemache aufgehalten, und drei lange Stunden hatten warten müssen, hereinzutreten. Floris warf einen durchdringenden Blick auf den Ritter von Borselen und die Gräfin, und zog seine Stirn in trübe Falten, denn Beider Wohlbehagen vermehrte seinen Ärger.

»Verzeihet, Ihr Herren!« sagte die Gräfin, »daß ich Euch so lange warten ließ. Unsere Unterredung hat länger gedauert, als ich Anfangs vermuthete, und da die Zeit zur Mittagstafel schon herangerückt ist, so werde ich morgen mit Euch reden. Der Ritter von Borselen ist heute Mittag mein Gast; Ihr werdet Nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich Ihm diese Auszeichnung zu Theil werden lasse. Ich bitte Euch, heute diese so unglückselige Fehde bei Seite zu setzen, damit wir den übrigen Theil des Tages heiter zurücklegen.«

Floris verbeugte sich ehrerbietig; aber ein boshaftes Lächeln schwebte auf seinen Lippen; denn diese dreistündige Unterredung, die Freundlichkeit der Gräfin, und die Theilnahme, welche sie für den jungen, schönen Ritter an den Tag legte, waren ihm gewaltig zuwider. Man begab sich jetzt in ein

anderes Gemach, wo ein Morgentrank gereicht wurde. Darauf setzte man sich zur Tafel, und der übrige Theil des Tages wurde mit Essen, Trinken und Spielen zugebracht.

Das Vertrauen zwischen Jacoben und Frank von Borselen nahm immer mehr zu, je mehr sich ihnen Gelegenheit zur Unterhaltung darbot. Da die Liebe in beider Herzen immer ein größeres Feld gewann, so war ihre Vertraulichkeit oft auffallend; denn sie beobachteten nicht immer die abgemessene höfische Förmlichkeit, welche ihre gegenseitige Beziehung erforderte. Einem scharfsehenden Auge, wie dem des Ritters von Kyfhoek, konnte dies nicht entgehen. Mit innerlichem Verdrusse bemerkte er es, und nur der Gedanke, daß der Ritter von Borselen auf's Baldigste wieder abreisen würde, war die Ursache, daß er es nicht zu bemerken schien; denn so sehr Floris seit seiner Rückkehr aus Zeeland auch den äußeren Schein angenommen hatte, als wenn er auf immer der Hand der Gräfin entsagte, so war es doch noch stets sein Augenmerk, und die Ankunft des jungen schönen Ritters, so wie das Zutrauliche Jacobens gegen ihn, erregte bei ihm große Besorgniß; denn er mußte sich gestehen, daß er diesem in keiner Hinsicht den Vorrang streitig machen konnte. Daß wirklich schon in beider Herzen ein Feuer Nahrung gefunden hatte, das bald in heller Flamme auflodern würde, vermuthete er freilich noch nicht. Er rechnete auf den Stolz der Gräfin, und konnte nicht glauben, daß sie je

im Stande sein würde, ihren Ruhm und ihre Besitzungen ihrer Liebe zu opfern, und beruhigte sich damit, daß diese scheinbare Neigung nur vorübergehend wäre.

Der Tag neigte sich seinem Ende, und als Jacoba von dem Statthalter Abschied nahm, hatten verschiedene Anspielungen sie überzeugt, daß sie die Gefühle bei ihm erweckt hatte, welche sie für ihn hegte; glücklicher, als sie bisher gewesen war, begab sie sich zur Ruhe, und die angenehmsten Träume gewährten ihr einen ungetrübten Schlaf.

Am folgenden Tage berathschlagte Jacoba mit ihrem geheimen Rathe über die Vorschläge des Herzogs von Burgund, welche allgemein mit Unwillen verworfen wurden, und der Ritter von Kyfhoek war der Erste und der Einzige, welcher nachdrücklich darauf antrug, den Gesandten den Befehl zu ertheilen, augenblicklich wieder abzureisen.

»Diese Sache verdient eine nähere Überlegung,« sagte Jacoba, durch seine Voreiligkeit gereizt, welche sie anderen Gründen, als der Staatsklugheit zuschrieb. »Ich meines Theils halte mich überzeugt, daß seit meiner unglücklichen Niederlage in Zeeland, meine Angelegenheiten eine solche Stellung angenommen haben, daß es gegen mein Interesse wäre, den Herzog von Burgund durch ein übermüthiges Verfahren zu erzürnen. Ich werde daher seinen Gesandten noch nicht abreisen lassen, sondern zuvor Alles gehörig überlegen, und noch mehre Male mit ihm über meine Angelegenheiten mich unterhalten,

und diese Gelegenheit benutzen, ihm Philipps unrechtmäßiges Betragen aus einander zu setzen.«

Die andern Räthe stimmten in diesen Vorschlag ein. Floris machte noch einige Einwürfe, welche auf ganz guten Gründen beruheten. Doch Jacoba antwortete kurz und bündig, daß dies Sachen wären, welche sie besonders beträfen, und sie ihrem Willen gemäß darin handeln würde.

Der Ritter von Kyfhoek biß sich auf die Lippen und schwieg. Jetzt erst setzte sich bei ihm die Vermuthung fest, daß Jacoba eine besondere Zuneigung für den Ritter nährte. Er nahm sich vor, alle ihre Schritte genau auszuforschen, um sich desto schneller Gewißheit zu verschaffen.

Obgleich dem Ritter von Borselen ein Haus in der Stadt angewiesen war, so war er doch den ganzen Tag am Hofe, und wurde von Jacoba glänzend bewirthet. Der Gräfin Benehmen fiel einem Jeden auf; allein sie erklärte ihren Freunden, daß sie dadurch sich des Herzogs Freundschaft zuziehen und einen billigen Vergleich erlangen wollte, wogegen Nichts einzuwenden war.

An den zwei folgenden Tagen hatte die Gräfin mit dem Ritter von Borselen noch mehrere Zusammenkünfte, worin Staatssachen verhandelt wurden; doch als sie am vierten Tage wieder zusammen kamen, leitete Frank von Borselen das Gespräch auf ihre eigenen Angelegenheiten, welches mit einer Liebeserklärung endigte.

Er fand ein günstig Gehör. Der Gräfin Liebe

hatte mit jedem Tage zugenommen, und sie gestand ihm ihre Gegenliebe. Man kam überein, daß ihre gegenseitigen Verhältnisse als das tiefste Geheimniß bewahrt werden sollte, damit sie dadurch sich nicht ihr eigenes Unglück bereiteten; denn wenn der Herzog es erführe, so würde es dem Ritter verderblich werden; auch Jacoba würde mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben, weil ihre Edelleute ihre Neigung zu einem Edelmanne der Kabliauen nie würden gut heißen können.

Nachdem Alles festgesetzt und geordnet war, und sie die heiligsten Versprechen einer ewigen Treue gewechselt hatten, war die Zeit so schnell verflogen, daß sie füglich nicht länger zusammen bleiben durften. Als nun der Ritter die Gräfin noch ein Mal an Bertha erinnert hatte, schickte er sich zum Weggehen an, um sich desto eher an einem andern Orte wieder zu sehen, wo sie aber leider gezwungen waren, die Etiquette zu beobachten.

»Ja,« sagte die Gräfin, als von Borselen zärtlich ihre Hand an seine Lippen drückte, »wir müssen nun an sie denken — sie hat das Wohl Eures Freundes befördert, und zwei junge Leute, die sich liebten, vereinigt. Ich fühle jetzt vollkommen, wie glücklich sie Beide gemacht hat.«

Thränen glänzten in den Augen der Gräfin. Auch der Ritter war in einer heftigen Gemüthsbewegung. Sein Herz klopfte im Gefühl seines Glücks. Er schloß sie entzückt in seine Arme. Ja-

coba's schönes Haupt ruhete an seiner Brust, und er drückte den ersten Kuß der Liebe auf ihre Lippen.

Einige Augenblicke überließen sie sich dem seligen Entzücken, welches mit ähnlichen Momenten verbunden ist; doch der Wohlanstand mahnte sie, ihnen ein Ende zu machen, denn die Zeit der Trennung, wenn ihr Zusammensein kein Aufsehen erregen sollte, war schon vorüber.

So sehr die Gräfin sich auch bemühete, ihr Betragen bei ihren Freunden zu rechtfertigen, so konnte sie doch den listigen Floris nicht täuschen. Er durchschauete bald das Ganze; denn da es nun bei ihnen zur Erklärung gekommen war, so vergaßen sie oft den Abstand, welcher zwischen ihnen hätte bestehen müssen, und sie waren oft gezwungen, ihn sich ins Gedächtniß zurückzurufen. Furchtbar gestalteten sich die Bemerkungen, welche dem Ritter von Kyfhoek nicht entgingen, und oft konnte er nur mit Anstrengung sich bezwingen. Bertha, Margaretha und Beyling, alle waren bei ihm in Hintergrund versetzt; wichtigere Dinge beschäftigten ihn jetzt — Dinge, die ihn direct betrafen; alle seine Hoffnungen, seine schönen Aussichten waren verflogen; der Weg nach Ruhm und Ehre war ihm auf immer abgeschnitten — denn Jacoba liebte einen Andern!

Unerträglich war der Ärger, den er deßhalb empfand, und er sann auf Mittel, diesen verhängnißvollen Schlag zu verhüten. Noch an demselben Abend berief er Jacoba's Freunde zu sich, und

machte sie auf jener Betragen aufmerksam. Er erklärte überzeugt zu sein, daß die Gräfin den Statthalter liebe, und verwies sie auf die verhängnißvollen Folgen einer Heirath mit einem Edelmanne von der Parthei der Kabliauen. Keiner von Jacoba's Freunden hatte bis jetzt daran gedacht; doch nun wurden ihnen die Augen geöffnet, und sie mußten gestehen, daß der Gräfin Betragen sehr zweideutig sei. Kurz, Floris von Kyfhoek wußte sie durch seine Wohlberedheit und listigen Ränke soweit zu bringen, daß man beschloß, auf die Abreise des Gesandten zu dringen.

Der folgende Morgen war bestimmt, Floris Ansehn und Einflusse einen tödtlichen Schlag beizubringen. Jacoba hatte beschlossen, Berthas Loos zu erleichtern. Sie befahl einen Wagen mit vier Pferden zu bespannen, und einige Reuter zu beordern. Als alles bereit war, ersuchte sie Floris von Kyfhoek zu ihr zu kommen, welcher höchst erstaunt über diese so unerwartete Botschaft sie nicht lange warten ließ.

»Ritter!« sagte Jacoba, »ich habe Euch schon früher meine Theilnahme für die Frau ausgesprochen, welche so kühn war, es auf eine so sonderbare Weise und in einer so merkwürdigen Verkleidung zu wagen, Margaretha in Freiheit zu setzen. Ich brenne vor Verlangen sie zu sehn, und ersuche Euch, mir dazu behülflich zu sein.«

»Ich kann nicht begreifen, was Euch so große Theilnahme für eine elende Betrügerin einflößen

kann,« erwiederte Floris kalt. »Sie hat Euch und mir die Gelegenheit geraubt, uns an einem verhaßten Feinde zu rächen, so daß sie in keiner Hinsicht Eure Theilnahme verdient.«

»Sie hat eine Standhaftigkeit und Ausdauer an den Tag gelegt, die man sehr selten in einer Frau antrifft,« sagte Jacoba. »Ihr wißt, daß ich mich für so etwas stets interessire, wenn es auch von meinen Feinden ausgeht. Ich wiederhole Euch, daß mich dringend verlangt, Jemanden zu sehen und zu sprechen, der zu einem solchen Opfer fähig war.«

»Ihr müßt mir erlauben, gnädige Frau! hieran zu zweiflen,« erwiederte Floris gereizt. »Es bestehen andere Gründe, die Ihr mir verheimlichen wollt, und ich muß vielmehr glauben, daß der Statthalter Frank von Borselen Euch dazu bewegt hat.«

»Wohl möglich, Herr Ritter!« antwortete Jacoba gereizt, »welche Gründe mich auch leiten mögen, ich bitte Euch darum.«

Des Ritters Antlitz wurde roth vor Ärger; er schritt ohne es zu wissen zwei Male im Zimmer auf und ab. Er durfte das Gesuch seiner Gebieterin nicht abschlagen, und doch wollte er sie nicht mit Bertha zusammenbringen, aus Furcht, daß sie ihre Befreiung beabsichtige. »Wohlan, gnädige Frau!« sagte er, »Ihr verlangt es; morgen will ich Euch dazu Gelegenheit geben.«

»Nein, Herr Ritter!« antwortete Jacoba, »dann paßt es mir nicht so gut. Ich habe den heu=

tigen Tag und diesen Augenblick dazu festgesetzt. Begleitet mich, mein Wagen und meine Leibwache erwarten uns im Vorhofe.«

»Unmöglich, gnädige Frau!« erwiederte Floris in der größten Verlegenheit, — »wisset, daß da ich selten das Schloß bewohne, nichts daselbst zu Eurem Empfange bereit ist. Ich will voraus reiten, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, damit Ihr Eurem Stande gemäß empfangen werdet.«

»Das ist durchaus gegen meinen Willen,« sagte Jacoba, »denn ich wünsche, daß dieser Besuch geheim bleibe. Ich werde mich nicht lange Zeit bei Euch aufhalten, denn nur Bertha's wegen begeb ich mich dorthin, und fahre, sobald ich sie gesprochen habe, wieder nach Gouda zurück. Ihr wißt, daß wenn ich einen Beschluß gefaßt habe, ich nicht gern davon abgehe. Der Herr von Brederode, der in dieser Sache mit betheiligt ist, wird uns begleiten, und erwartet uns schon.«

Der Ritter von Kyfhoek sah nur zu gut ein, daß das Ganze eine verabredete Sache war, und er durfte sich nicht länger widersetzen, weil er sich leicht überzeugte, daß es ihm doch nichts helfen würde. Er fügte sich daher in die Umstände, und spielte den Gleichgültigen, um sich nicht zu verrathen, daß er Berthas Tod beschlossen habe; denn wenn ihm auch in diesem Augenblicke die Gelegenheit genommen war, so hoffte er doch, wenn sie auch jetzt von der Gräfin beschützt würde, sie späterhin zu finden.

Sich also in die Nothwendigkeit schickend — denn er sah wohl ein, daß es jetzt nicht Zeit wäre, sich durch eine Weigerung der Gräfin Zorn zuzuziehn — willigte er ein, ohne sein Mißvergnügen blicken zu lassen, und um dadurch seinen Plan um so besser zu bemänteln. Innerhalb einer Viertelstunde saßen sie in ihre Mäntel gehüllt in der Gräfin Wagen, und fuhren von einer Anzahl Reuter begleitet aus dem Thore, nach dem Schlosse des Ritters, wo die unglückliche Bertha gefangen war.

Fünf und dreißigstes Capitel.

Bertha hatte nun schon fünf Tage, des Tageslichts beraubt, in ihrem kalten und feuchten Kerker zugebracht, und wenn sie auch durch ihr Einverständniß mit dem Schloßhauptmann, von den grausamen Behandlungen und Strafen, welche ihr vom Ritter von Kyfhoek zugedacht waren, befreit blieb, so durfte man ihr Loos doch unerträglich nennen. Das Ungesunde dieses Verließes hatte schon einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit ausgeübt, und sie litt an einer heftigen Halsentzündung; auch der Schlaf mied sie, und die Stunden, welche sie wachend zubrachte, schienen ihr Tage zu sein. Sie überzeugte sich nur zu sehr, daß Langeweile die härteste Strafe eines Gefangenen sei.

Das einzige Vergnügen, welches sie genoß, enthielt der Gedanke an das Glück, dessen sich Albrecht und Margaretha erfreuten. Es erleichterte einigermaßen ihren Schmerz, wenn sie mit diesen Gedanken beschäftigt war. Allein die Überzeugung, daß dieser Zustand noch Jahre fortdauern könnte, brachte sie oft zur Verzweiflung, obgleich sie es nie bereuete, die That vollbracht zu haben; sie wünschte jetzt nur den Tod, da sie ihren theuersten Wunsch in Erfüllung gebracht hatte, und täglich schickte sie feurige Gebete gen Himmel, daß er sie in Gnaden aufnehmen möge.

In einem Augenblicke, als sie aus ihrem dunkeln Kerker zu Gott betete, und darin einige Erleichterung fand, glaubte sie Fußtritte mehrerer Menschen in den hohlen Gängen zu hören. Sie horchte aufmerksam; sie näherten sich immermehr, und das Öffnen der Thüre überzeugte sie bald vollends, daß sie sich nicht getäuscht hatte.

Bertha erschrack heftig; denn die Nacht wurde bald in einen hellen Tag umgeschaffen. Ihre Augen wurden kurze Zeit von dem hellen Lichte der Fakkeln geblendet, und im ersten Augenblicke war es ihr nicht möglich, die Gegenstände zu unterscheiden. Allmählig stellte sich ihre Sehkraft wieder ein, und nun gewahrte sie eine reich gekleidete Frau in einen Pelz gehüllt, von zwei Edelleuten gefolgt; in dem Einen erkannte sie Floris von Kyfhoek, und neben ihm einige Soldaten, welche Fackeln trugen.

Je mehr sie sich an das Licht gewöhnte, um so höher stieg ihre Verwunderung; denn sie vermuthete alsbald, daß die fürstlich gekleidete Frau, Niemand anders als Jacoba sein könnte. »Welcher Veranlassung habe ich diese unerwartete Erscheinung zuzuschreiben? — Was will man von mir? Bedeutet es etwas Gutes oder Böses? Dies waren ihre flüchtigen Gedanken, und in banger Besorgniß über das Letzte, blieb sie in ängstlicher Erwartung deß was da kommen sollte.

Die Gräfin betrachtete sie wehmüthig, und trat einen Schritt vor. »Dieser Aufenthalt ist fürchterlich,« sagte sie zu dem Ritter von Kyfhoek, indem sie darin umherblickte.

»Dem Vergehen angemessen, gnädige Frau!« erwiederte er; »es giebt keine Strafe, welche sie nicht verdient hätte, und sie kann noch von Nachsicht sprechen.«

»Dieser Aufenthaltsort erinnert mich an meine Gefangenschaft in Gent,« antwortete die Gräfin; »ich war auch sehr unglücklich!«

»Aber Ihr waret es unschuldiger Weise; diese Frau ist aber eine schändliche Betrügerin.«

»Das ist freilich wahr .... aber mein Retter handelte eben so unrecht, als er mich befreiete.«

»Ja, aber er rettete Jacoba von Baiern,« sagte Floris mit Nachdruck, »seine Fürstin, gegen die man das schändlichste Unrecht ausübte. Ich durfte bestimmt nicht erwarten, daß die Zeit je kommen würde, wo Ihr es mir zum Vorwurfe machen würdet, Euch gerettet zu haben.«

»Dafür bewahre mich der Himmel!« erwiederte die Gräfin, »nie werde ich mich einer solchen Undankbarkeit schuldig machen. Meine Bemerkung hatte keinen andern Zweck, als Euch an Menschlichkeit zu erinnern. Ich wollte Euch nur aufmerksam machen, wie angenehm es uns gewesen sein würde, wenn man uns, im Falle wir wieder in des Herzogs Gewalt gekommen wären, mit Nachsicht behandelt hätte.«

»Mein Loos würde nicht minder grausam gewesen sein, als das ihrige, und ich hätte mich, durch die Überzeugung es verdient zu haben, darin gefunden. Doch sehe ich darin keinen Grund, einem jeden Landstreicher, der mich schändlich betrügt, Verzeihung angedeihen zu lassen.«

»Es haben aber auch schon Umstände Statt gefunden, wo man edelmüthiger gegen Euch verfuhr,« sagte Jacoba ziemlich scharf; »z. B. am Strande bei Brouwershafen. Doch genug, es ist hier nicht der Ort, Euch Eure Grausamkeit zu verweisen; darüber wollen wir späterhin reden.«

Die Gräfin trat noch einige Schritte vor, und ließ den wüthenden Floris, von Ärger und Schaam außer sich, zurück. Er hatte noch immer gehofft, daß Beylings Verfahren, so wie der beabsichtigte Mord während der Belagerung des Schlosses Haamstede nicht bekannt werden würde. Jetzt sah er sich aber enttäuscht, und seine unedle, nicht ritterliche Verfahrungsweise, war auch der Gräfin bekannt; jetzt, das wußte er, mußte er in ihrer Achtung sehr gesunken sein.

Jacoba stand jetzt vor der unglücklichen Bertha, welche noch immer die Hände vor die Augen hielt, um sich vor dem hellen Lichte der Fackeln zu schützen, und das Schauspiel, welches sich ihr darbot, durch die Finger zu betrachten. »Unglückliche!« hub die Gräfin an, wie konntet Ihr den Entschluß fassen, in das Schloß eines Edelmannes zu dringen, und dessen Schwester in Freiheit zu setzen?

»Seine Schwester?« sprach Bertha, »das ist sie nicht mehr. Der Herr Eduard von Kyfhoek hat seinen entarteten Sohn verstoßen, und erkannte ihn nicht mehr als einen solchen an. Er hatte also keine Rechte auf sie, welche meiner Obhut anvertraut war; er ist es, der sie geraubt hat, und ich habe sie nur aus den Händen des Räubers befreit.«

»Bei Gott! Ihr redet keck,« sagte Jacoba; »wißt Ihr wohl, in wessen Gewalt Ihr Euch befindet, und daß dies Eure Sache nur verschlimmern kann?«

»Ich glaube nicht, gnädige Frau! daß es nöthig ist, mich daran zu erinnern;« antwortete Bertha; »und was das Verschlimmern meiner Lage anbetrifft, dann blickt nur um Euch, und sagt mir, ob sie noch schlimmer werden kann, als in diesem Kerker, zur Nahrung schwarzes Brod und unreines Wasser, und zwei Mal täglich von Henkershand gegeißelt!«

»Wie, Ritter! konntet Ihr so grausam sein?« sagte Jacoba. »Ich glaube Herr von Brederode, daß Ihr gleich mir dies Betragen nicht gut heißen könnt?«

»Dann gewiß nicht, wenn Herr von Kyfhoek es kaltblütig so verfügt hat,« antwortete er; »doch ich glaube, daß man sein Betragen einigermaßen entschuldigen darf. Sogleich nachdem er diese That entdeckt hatte, entfernte er sich wieder von hier, und hat daher in seinem Zorn wohl einige Befehle ertheilt, welche er späterhin bereuet hat. Ich muß es gestehen, ihr Vergehen ist bedeutend; aber sie ist doch immer nur eine Frau.«

Wir müssen hier beiläufig bemerken, daß Brederoden Magarethens Flucht sehr nahe ging. Er liebte sie und war einer der eifrigsten Hoecken. Der Gedanke, daß sie die Gattin seines Feindes werden sollte, drückte ihn sehr, und er hatte es sogleich gebilligt, daß von Kyfhoek die Betrügerin bestrafe; aber die Weise, wie es bis jetzt geschehen und wovon er jetzt Zeuge war, konnte er nicht billigen.

»Redet!« sagte Jacoba, sich an Bertha wendend, »wie konntet Ihr es wagen, Euer Leben für Margaretha zu opfern, ohne die Folgen zu berechnen?«

»Dann hätte ich Floris von Kyfhoek nicht kennen müssen, gnädige Frau!« antwortete Bertha. »Ja, ich habe alles vorausgesehn, und wenn mein Loos noch weit schrecklicher gewesen wäre, so würde ich doch nicht angestanden haben.«

»Ihr müßt denn sehr eng mit ihr verbunden sein?«

»Ich habe Margaretha und Beyling auferzogen und liebte sie wie meine Kinder,« sagte Ber-

tha. »Als der Herr von Haamstede den Heldentod starb, gelobte ich ihm feierlichst, alles anzuwenden, um die Verbindung zwischen seinem Pflegesohne und seiner Tochter zu beschleunigen. Ich glaube jetzt mein Versprechen erfüllt zu haben, und trotze den Mächten der Hölle, wenn es selbst noch ein ärgerer Teufel gäbe, als Euer Günstling Floris von Kyfhoek. Ich stehe in Gottes Schutz! — ein Wink von Ihm dort oben, und alle meine Leiden nehmen ein Ende.«

»Gnädige Frau!« sagte Floris unzufrieden, »ich bitte Euch, mich nicht länger den Beleidigungen dieser Verworfenen Preis zu geben. Ich habe jetzt Eurem Befehle genügt, — Ihr habt sie kennen lernen, ihre Unverschämtheit erprobt, und mich dünkt, wir können uns jetzt füglich von hier entfernen.«

»Ich bin bereit,« antwortete Jacoba; »doch zuvor muß ich Euch ersuchen, die Ketten dieser Frau zu lösen; denn sie soll mich begleiten.«

»Euch begleiten?« fragte Kyfhoek dem Scheine nach höchst verwundert.

»Ja, ich will mich näher mit ihr unterhalten und sie soll fortan unter meiner Aufsicht bleiben.«

»Erlaubet mir zu bemerken, gnädige Frau! daß sie mich persönlich beleidigt hat, und daß ich ihre Strafe zu bestimmen habe. Ihr werdet mich doch nicht hindern, Rache an der zu nehmen, die mich so schändlich hintergehen konnte.«

»Ich habe meine besondern Gründe, hier als Vermittlerin aufzutreten. Sie hat Euch hintergan-

gen, das ist wahr; aber Eure Rache geht zu weit und ist unedel. Es ist die Pflicht einer Frau, das wilde Ungestüm des Mannes zu zügeln; wo er strenge und unerbittlich ist, muß sie sanft und nachsichtig sein; ich kann und darf das Leiden dieser Unglücklichen nicht ansehn, und ich ersuche Euch daher, mir zu erlauben, ihr Geschick zu erleichtern.«

»Das heißt mit andern Worten, Ihr wollt sie wieder in Freiheit setzen.«

»Keineswegs; ich gebe Euch mein Wort, daß dies nicht geschehen soll. Ich will sie in das Staatsgefängniß bringen lassen, und wir wollen verabreden, wie sie dort gehalten werden soll. Ich rechne darauf, daß Ihr mir meine Bitte nicht abschlagen werdet.«

»Gewiß nicht, gnädige Frau!« sagte Brederode. »Der Ritter von Kyfhoek, obgleich sein Zorn gerecht ist, wird Euren Edelmuth gehörig zu würdigen wissen, um so mehr, da Ihr ihm vorschlaget, über ihre Strafe mit ihm zu berathen, und sie demnach immer unter seiner Aufsicht bleibt.«

Der Ritter von Kyfhoek willigte ein; denn er sah wohl ein, daß die Folgen einer Weigerung für ihn nicht zu berechnen wären. Er hielt sich doch überzeugt, daß Bertha seiner Rache nicht entgehen könnte, und er legte sich den Schwur ab, daß er sie nicht lange unter der Gräfin Schutz lassen wolle.

Der Schloßhauptmann, welcher der Gräfin die Thür des Gefängnisses geöffnet hatte, und in einiger Entfernung Zeuge dieses Schauspiels gewesen

war, erhielt nun von der Gräfin den Befehl, der Gefangenen Fesseln zu lösen; er gehorchte, und nun befahl sie dem Hauptmanne ihrer Leibwache, sie mit seinen Soldaten nach der Stadt zu begleiten.

Der Hauptmann führte sie, mit Hülfe seiner Krieger, aus dem Kerker in den innern Hofraum des Schlosses, wohin alle Anwesenden ihm folgten. Bertha war von Freude erfüllt, wieder das wohlthätige Tageslicht zu schauen. »Gnädige Frau!« sagte sie zu der Gräfin, »Ihr seid unglücklich und daher nicht gefühllos bei den Leiden Anderer? man haßt — man verdammt Euch — und Ihr seid nur zu bedauern. Wie sehr beklage ich es, daß die Vertheidigung Eurer Sache nicht einem Andern aufgetragen ist! Doch Geduld! der Himmel wird einst gerecht gegen Euch sein, weil Ihr es auch seid.«

Der Hauptmann erhielt jetzt den Befehl, sie in der Gräfin Wagen zu setzen; sie setzte sich neben ihr nieder, und diese Gunstbezeugung erregte aufs Neue des Ritters von Kyfhoek Erbitterung. Sie ersuchte ihn und Brederode, sowie beim Herwege, neben ihrem Wagen her zu reiten. Ersterer entschuldigte sich jedoch damit, daß er auf dem Schlosse noch einige Befehle zu ertheilen habe.

Als sie sich entfernt hatten, suchte Floris sogleich seinen Kastellan. »Hauptmann!« sagte er, »Ihr müßt mir einen Dienst erweisen.«

»Ew. Gnaden wissen, daß ich zu jeder Zeit dazu bereit bin,« antwortete der Hauptmann; »besonders wenn für einen armen Sünder dabei Etwas zu verdienen ist.«

»Ich besitze diesen Augenblick kein baares Geld; aber wir werden im Frühjahre Schoonhofen einnehmen, und dann soll der Befehl des dortigen Kastels Euch übertragen werden.«

»Ich zweifle, Herr Ritter! daß es der Gräfin genehm sein wird, den Befehl dieses wichtigen Postens einem Invaliden zu übertragen, und wenn der Dienst wichtig ist, so ist die Belohnung gering, weil die Sache noch in weitem Felde liegt.«

»Ihr seid ein habsüchtiger Mensch,« antwortete der Ritter, »bedenkt doch, was ich für Euch gethan habe!«

»Das dürft Ihr, gnädiger Herr! wie mich dünkt, nicht bedauern; aber in Gottes Namen, ich will mich abermals mit der Hoffnung begnügen, — sagt mir nur, was ich thun soll.«

»Hört! ich weiß, daß Ihr behende ein kurzes Ende Stahl zu handhaben wißt, und kein zu enges Gewissen habt; Ihr waret Zeuge deß was sich hier so eben zutrug, und wißt, daß die Frau nicht mehr in meiner Gewalt ist; innerhalb zweimal vier und zwanzig Stunden muß sie eine Leiche sein; Ihr versteht mich.«

»Ein Mord! — der Himmel behüte mich!« rief der Hauptmann, »das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit, besonders an einer Frau, die unter der Gräfin Schutz stehet. Da fordern Eure Gnaden zu viel von mir.«

»Ich glaube nicht, daß Ihr früher so engherzig waret,« erwiederte der Ritter; »wenigstens hattet

Ihr den Ruf stets Meister im Rauben und Plündern zu sein, und dabei sollt Ihr Euren Dolch auch nicht immer in der Scheide gelassen haben.«

»Was der Leumund auch von mir ausstreue,« antwortete der Hauptmann, »so kann ich Euch eidlich versichern, daß ich außer an meinen Feinden noch nie einen Mord vollbracht habe.«

»Nun, die Betrügerin gehört zu den Kabliauen, folglich vertilgt Ihr einen Feind; außerdem befehle ich es Euch, und Euer zartes Gewissen findet also doppelte Beruhigung. Solltet Ihr jetzt noch einiges Bedenken haben, dann ist hier noch ein anderes Beschwichtigungsmittel, und der Wein wird das übrige thun.«

Der Hauptmann wägte einige Zeit die beiden Goldstücke, welche der Ritter ihm gab, in seinen Händen, um dadurch das Uubedeutende der Gabe auszudrücken.

»Wohlan denn! ich befehle es Euch jetzt,« sagte Floris von Kyfhoek, welcher wohl merkte, was er damit sagen wollte, »oder Ihr könnt meine Dienste augenblicklich verlassen.«

»Dann muß ich gehorchen, denn was sollte ich sonst anfangen? ich muß also gegen meinen Willen meinen Hals aufs Spiel setzen.«

»In dem Punkte könnt Ihr Euch beruhigen,« sagte der Ritter, »Ihr habt auf meinen Befehl gehandelt, und ich nehme Euch in meinen Schutz; richtet Euch danach ein, morgen bei mir auf dem Schlosse der Gräfin zu sein; ich werde Euch alsdann sagen, was Ihr zu thun habt.«

Nach diesen Worten entfernte er sich, bestieg sein Pferd und folgte dem Wagen der Gräfin, indem er dem Hauptmann Zeit zum Nachdenken ließ.

»Ich möchte doch wohl wissen,« sagte dieser, als er allein war, »welch' ein Recht er hat, mir einen Mord anzubefehlen, und noch obendrein einen Mord, der mir trotz seines Schutzes den Hals kosten kann. — Die Sache muß reiflich überlegt werden! Von der einen Seite ein Mord an einem unschuldigen Menschen, der mir zwar befohlen wird, ich aber hätte verhüten können; — der Zorn der Gräfin, der mich unaufhaltsam verfolgen und vielleicht an den Galgen bringen wird; — oder wenn ich dem entgehe, ein nagendes Gewissen. Von der andern Seite zwei erbärmliche Goldstücke, und das Versprechen einer Sache, die bis jetzt noch nicht besteht, und die ebenfalls bald vergessen sein wird. — Nein, nein, die Schaale will sich nicht senken, die Sache ist zu leicht befunden — und damit wäre es abgemacht.«

Nach diesem Selbstgespräche lief er noch einige Zeit in Gedanken im Zimmer auf und ab. — »Ja,« sagte er endlich, »mein Entschluß ist gefaßt, ich will die Gräfin von Allem unterichten. — Aber wie . . . . der Hauptmann ihrer Leibwache — ganz recht . . . . ja es ist unwiderruflich, noch heute muß es geschehen.«

Nachdem er diesen schnellen Entschluß gefaßt hatte, hing er seinen Mantel um, und folgte zu Fuße den Andern nach Gouda.

Bertha, welche jetzt neben der Gräfin im

Wagen saß, benutzte diese Gelegenheit, ihr alle besondern Umstände zu erzählen, die früher zwischen Floris und dessen Vater Statt gefunden hatten, und Jacoba überzeugte sich dadurch um so mehr, daß wenn ihre Angelegenheiten auch unter seiner Leitung vorschritten, sie doch für die Folge ein schlechtes Ende nehmen müßten. Sein Verfahren gegen Beyling, die Rache, welche er an Bertha genommen hatte, deckten ihr seinen schändlichen Character auf, und die Zuneigung, welche sie noch für ihn empfand, erkaltete.

Als die Gräfin näher mit Bertha bekannt geworden war, mußte sie ihre List und Geschicklichkeit bewundern. Auch ihre Sprache und ihre Manieren, welche eine Frau vom Stande verriethen, erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie erkundigte sich nach ihren Verhältnissen, und Bertha erzählte ihr, was wir schon wissen.

Immer mehr für sie eingenommen, erreichten sie das Schloß der Gräfin. Jacoba befahl, ihr in das von ihr gewöhnlich bewohnte Gemach zu folgen. Hierher rief sie ihre Kammerjungfern, und gab ihnen den Befehl, Bertha mit sich zu nehmen und sie aufs eiligste mit ihrem Stande angemessenen Kleidern zu versehn, sie gehörig zu bedienen, und ihren Leibarzt zu ihr zu entbieten, weil sie auf dem kurzen Wege nach Gouda über Fieber und Halsweh geklagt hätte.

Bertha mußte sich bald zu Bette verfügen, und da der Arzt verbot, sie nach einem andern

Aufenthaltsorte zu bringen, so befahl die Gräfin, daß sie so lange unter der Aufsicht ihrer Kammerfrauen bleiben solle, bis sie nach dem Staatsgefängnisse gebracht werden könnte. Man entledigte sie ihres Mönchsgewandes, welches sie bis jetzt getragen hatte, gab ihr andre gute Kleider, und sie legte sich auf das weiche Bett nieder. Durch diese Erquickung erholte sich ihre ungewöhnlich starke Constitution bald wieder, und nach einigen Stunden Schlafs befand sie sich viel besser.

Kaum war Floris von Kyfhoek an den Hof zurückgekehrt, als er die Edelleute und Jacoba's Freunde in seinem Zimmer zusammenberief. Nochmals macht er ihnen die Nothwendigkeit, daß der Gesandte sogleich entfernt werden müsse anschaulich. Berthas Befreiung, welche der Statthalter allein bewirkt hatte, war, wie er sagte, ein Beweis seines Einverständnisses mit Jacoba, und der Sinnesänderung der Letztern. Er wußte es dahin zu bringen, daß man einstimmig in seinen Vorschlag einging und Brederode beauftragte, ihr diesen Beschluß sogleich mitzutheilen.

Die Gräfin fühlte sich beleidigt, daß man sie dazu zwingen wollte um so mehr, da sie den Ritter von Kyfhoek als Haupttriebfeder dieses Beschlusses ansah, und sich überzeugte, daß das Geheimniß ihres Herzens aufgehört habe, ein solches zu sein. Sie machte einige Einwürfe, doch Brederode wußte sie Alle zu wiederlgeen, und es offenbarte sich deutlich, daß man ihr nicht nachgeben würde. Sie

hielt es jetzt ihrem Vortheile am angemessendsten, die Gleichgültige zu spielen, und versprach, ihm noch am heutigen Tage eine Abschiedsaudienz zu geben.

Ehe diese Statt fand, hatte die Gräfin noch eine besondere Zusammenkunft mit dem Statthalter, und theilte ihm Alles mit, was heute vorgefallen war; bot ihm auch noch an, Bertha vor seiner Abreise eine halbe Stunde sehen zu können, welches er gern annahm.

Sobald Bertha gestärkt und erquickt erwacht war, begab er sich zu ihr. Sie erzählte ihm, was der Leser schon weiß, daß sie mit dem Herzoge von Burgund, und sogar unter Beylings Schutze in einem Mönchsgewande hier angekommen wäre, und was der Leser nicht weiß, sich in einem Kloster zu Gouda, von der Abtissin, welche wir früher kennen lernten, empfohlen, eine geraume Zeit, so lange Margaretha sich am Hofe befand, aufgehalten und Alles was daselbst vorfiel, erfahren habe; daß dies sie bestimmt hätte, sich nach dem Wirthe in der Nähe des Ritters Schlosses zu begeben, um daselbst zu versuchen, die Unglückliche zu retten. — Darauf schrieb sie einen Brief, in welchen sie einen Zweiten einschloß, welche sie beide gut versiegelt dem Statthalter mit der Bitte, sie dem Ritter Albrecht einzuhändigen, übergab.

Bei der Abschiedsaudienz wurde nichts von Staatssachen geredet; sondern man gab sich die feierlichste Versicherung einer ewigen Liebe, und tröstete sich mit der Hoffnung eines recht baldigen

Wiedersehns, und versprach sich alle Hindernisse, welche sich ihrer Verbindung noch entgegenstellen könnten, aus dem Wege zu räumen.

Noch an demselben Tage wurde Jacoba im geheimen von dem Hauptmanne ihrer Leibwache, von des Ritters von Kyfhoeks Anschlage benachrichtigt, und ihr unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses mitgetheilt, auf welche Weise er dies in Erfahrung gebracht habe. Bertha hatte ihr schon auf dem Wege nach Gouda erzählt, wie gut der Schloßhauptmann sie behandelt habe, und wenn auch dies Verfahren nicht aus Großmuth entsprossen, vielmehr seiner Geldgierde zuzuschreiben sei, so wisse sie es doch dankbar anzuerkennen, und würde ihn, sobald sie es ohne bei Floris von Kyfhoek Verdacht zu erregen, dafür belohnen.

Der Statthalter empfahl bei seiner Abreise Bertha angelegentlichst der Gräfin. Jacoba selbst hielt sie am Hofe nicht sicher, und fand es rathsam, sie bald davon zu entfernen. Sie wurde noch an demselben Tage auf der Gräfin Befehl in das Staatsgefängniß gebracht, wo ein sehr gutes Zimmer für sie in Bereitschaft gesetzt war. Jacoba ließ sie daselbst von ihrer eigenen Leibwache bewachen, und gab den ausdrücklichen Befehl, daß Niemand, ohne eine Vollmacht von ihr vorzuzeigen, sich ihr nähern dürfe. Dies erfuhr der Ritter von Kyfhoek bald, und da er seine schändlichen Absichten vereitelt sah, wandte er der Gräfin seinen Zorn zu.

Er war jedoch verständig genug, es nicht offenbar an den Tag zu legen, und veränderte Nichts in seinem Betragen gegen sie. — Jacoba ihrer Seits wußte auch die gewaltige Abneigung, welche sie nach Allem, was vor gefallen war, gegen ihn fühlte, zu verstecken; denn wenn sie nicht dem Besitze ihrer Grafschaften entsagen wollte, konnte sie ihn nicht entbehren, da er der einzige Mann war, der durch seine kriegerische Geschicklichkeit ihre gesunkenen Angelegenheiten wieder einigermaßen heben konnte. Auch hatte er sich seit einiger Zeit großen Einfluß und einen bedeutenden Anhang zu verschaffen gewußt, und ihre Freunde, die ihn früher seines Stolzes wegen haßten, waren ihm jetzt zugethan. Beides gereichte ihr zu einem wichtigen Grunde, nicht mit ihm zu brechen, und so wie man zu sagen pflegt, sich in das Unabänderliche zu fügen. Floris seiner Seits handelte eben so, doch mit dem Augenmerke, daß sie zu gelegener Zeit ihr Verfahren gegen ihn theuer bezahlen solle.

Sechs und dreißigstes Capitel.

Wir wollen den Befehlshaber Floris von Kyfhoek und Jacoba von Baiern einander stets mißtrauend und nur von ganz entgegengesetztem Interesse geleitet, stets darauf bedacht ihren Haß zu verber-

gen, auf einige Zeit verlassen, und uns Margarethen zuwenden, um uns sowohl mit der merkwürdigen Rettung aus den Händen ihres unwürdigen Bruders, als mit den darauf folgenden Ereignissen zu beschäftigen.

Die schöne Jungfrau war dem Mönche ganz mechanisch gefolgt, und lief von ihm ermuthigt, über die Schloßbrücke, ohne von ihrer Bestimmung etwas Näheres zu wissen, und nur die Hoffnung, ihre Freiheit zu erlangen und das feierliche Versprechen des Mönchs, bald ihren geliebten Albrecht wiederzusehn, konnte sie bewegen, nicht wieder umzukehren. Am Ende der Brücke sah sie sich ängstlich um, aber es war ihr nicht möglich, in einer fußweiten Entfernung das Geringste zu unterscheiden.

Der plötzliche Wechsel von Licht und Dunkelheit, war die Ursache davon; denn die Nacht war ziemlich helle. Es dauerte jedoch nicht lange, so näherte sich ihr ein Mann, der sie sanft an den Arm faßte und sagte: »Hierher, edle Jungfrau! auf diese Seite.«

Jetzt gab Margaretha dem Mönch das verabredete Zeichen, worauf sie das Thor zuschließen hörte. Der Fremde führte sie an einen mit Leinen überzogenen Wagen, und bat sie, indem er ihr beim Einsteigen behülflich war, darauf Platz zu nehmen.

Hierauf setzte sich der Mann schweigend auf den Vordertheil des Wagens, trieb die Pferde an, und fuhr mit der größten Schnelligkeit davon; als man einige Minuten fortgefahren war, wandte er

sich um und sagte: »Mutter Mächthilde!« sei darauf bedacht, daß das Fräulein einen guten Platz bekommt.«

Margaretha sah sich um, und ihre jetzt an die Dunkelheit gewohnten Augen bemerkten eine Frau, die hinter ihr auf einer Bank saß und Etwas in ihren Armen hielt. Diese redete sie liebevoll an und das gab bald zu einer zutraulichen Unterhaltung Anlaß.

Margaretha erfuhr jetzt Alles, was wir unserm Leser schon mitgetheilt haben; doch mit jedem Worte wurde Ihr das Verfahren des Mönchs unerklärlicher. »Was für einen Zweck kann er haben? — Was bestimmt ihn, sein Leben für mich zu wagen? — Sollte er jetzt Statt meiner gefangen sein?« — Diese Fragen stellte sie unaufhörlich auf; doch weder ihr Verstand, noch der dienstfertige Wirth konnte sie ihr beantworten.«.

Während sie sich immer mehr abmühete, den wahren Hergang der Sache zu erforschen, und der Wirth sie feierlichst versicherte, daß er nichts mehr wisse als sie, drängte sich ihr die Frage auf: was ihn habe bestimmen können, mit ihr zu flüchten und sein Hab und Gut zurück zu lassen? —

»Die Hoffnung einer verheißenen Belohnung und die Versicherung des Mönches, daß Ihr die Braut des Ritters Albrecht Beyling seid, der bei dem Herzoge Philipp in hoher Gunst steht,« sagte der Wirth. »Auch noch ein anderer Grund ist vorhanden, und wenn ich diesen Euch mittheilte, würde

es Euch sehr natürlich vorkommen, und Ihr würdet mir beistimmen, daß ich Nichts wage; doch hierzu ist noch keine Zeit, denn wir sind jetzt noch nicht in Sicherheit.«

Wir wollen diesem nächtlichen Zuge, der nichts Merkwürdiges mehr liefert, nicht länger folgen, und nur sagen, daß die Reisenden mit dem ersten Anbruche der Morgenröthe die Thürme Rotterdams erblickten.

»Gott sei gedankt, gnädiges Fräulein!« rief der Wirth; »dort erheben sich schon die Thürme von Rotterdam; noch eine kleine halbe Stunde, und wir sind in Sicherheit.«

Die Freude war unbeschreiblich, welche dieser Anblick bei Margarethen erregte; viel hatte sie durch die kalte Nachtluft und das Stoßen des plumpen Wagens ausgestanden; sie war vor Ermüdung erschöpft, doch alle ihre Kräfte kehrten wieder; der Gedanke, daß sie in wenigen Minuten in den Armen des Mannes, der ihr theurer als das Leben war, und um dessentwillen sie so viel hatte leiden müssen, ruhen würde, ließ sie Alles, was sie bis jetzt gelitten hatte, vergessen. —

Das unaussprechliche Glück, welches diese Gedanken ihr gewährten, wurde durch einen unerwarteten Vorfall gestört. Der Wirth hörte den Hufschlag mehrer Pferde hinter sich, und aus dem Wagen hervorsehend, gewahrte er in einiger Entfernung sechs Reuter, welche in vollem Galopp heranrückten. Diese Gäste beunruhigten ihn nicht wenig, da er in der Dämmerung noch nicht erkennen konnte, zu

welcher Parthei sie gehörten, und außer dem auch nichts Gutes vermuthend, trieb er die Pferde an, welche aber durch die mühsame Reise schon ermüdet nicht mehr schnell vorwärts konnten. Als die Reuter dies bemerkten, riefen sie ihm ein drohendes Halt zu; doch der Wirth, welcher keineswegs Lust dazu hatte, trieb seine ermüdeten Pferde immer mehr an, indeß alle seine Mühe war vergebens, denn in wenigen Minuten hatten die Reuter den Wagen umzingelt.

»Halt, Schelm!« rief einer der Reuter sein Schwert über des Wirths Haupte schwingend, »oder ich werde Dir mit einem Hiebe den Kopf spalten.«

Gegen diesen drohenden Morgengruß war nicht viel zu erwiedern, und der Wirth, der in dem Soldaten einen alten Bekannten und Diener des Herzogs von Burgund erkannte, gehorchte sogleich. »Zum Teufel, Wachtmeister!« sagte er, »ich hätte nicht gedacht, als wir einst zusammen fochten, aßen und tranken, daß Ihr mich einst, gleich einem Ritter der Heerstraße, wie einen Landedelmann, der mit seinen empfangenen Pachtgeldern sich zur Stadt begiebt, um sie daselbst unter die Leute zu bringen, anhalten würdet.«

»O! seid Ihr es, Meister Johannes! oder lieber Erwachtmeister,« antwortete der Soldat, »denn ich kann es nicht unterlassen, Euch Euren gebührenden Titel zu geben. Es freut mich, hier mit kaum geöffneten Augen einen alten Freund anzutreffen.«

»Reitet näher, Kameraden!« sagte der Wirth,

indem er eine Flasche aus dem Wagen hervorholte, »ich bin auch noch ein alter Kriegsmann, und wir wollen hier auf gute Kameradschaft trinken.«

»Das ist Alles ganz gut,« erwiederte der Wachtmeister; »aber Pflicht und Dienst gehen vor, und da Ihr einen großen Umweg gemacht, und jenes Dorf umfahren habt, so möchte ich doch zuvor wissen, was Ihr im Schilde führt. Denn wenn Ihr auch stets ein aufrichtiger Gesell waret, und den Dienst verließet, um Euch zu verheirathen und ein ruhiges Leben zu führen, so verbreiten sich doch jetzt sonderbare Gerüchte über Euch; z. B. daß Ihr den Hoeken zugethan und Jacobas Unterthan geworden seid; und obgleich ich mir einbilde, Euch zu gut zu kennen, um dies Alles zu glauben, so scheint es mir doch jetzt, daß Ihr nichts Gutes im Sinne habt, um so mehr, da ich Euch in einer so wunderlichen Gesellschaft wiederfinde.«

»Höret, Franziskus! hier ist nicht der Ort, um Euch davon Rechenschaft abzulegen. Ich will Euch daher nur kurzweg sagen, daß die Frau dort mit den beiden Kindern meine ehrsame Frau und Kinder sind. Doch über jene Dame kann ich Euch nichts mittheilen, und werde darüber nur mit dem Herzoge reden; und nun laßt mich meine Reise fortsetzen, denn wir leiden viel von der Kälte, und wünschen bald die Stadt zu erreichen.«

»Das sollt Ihr auch; aber Ihr waret stets ein zu loser Gast, um Euch auf Euer Wort zu glauben. Beim Regiiment wird gar sonderbar von Euch ge-

sprochen, und diese Dame mit dem seidenen Mantel paßt nicht zu Euch.«

»Seid vernünftig, Franziskus! laßt mich ruhig meinen Weg fortsetzen. Ich muß nach der Stadt, und Ihr mögt thun, was Ihr wollt. Hier, nehmt diese Flasche Brantewein und trinkt daraus mit Euren Kameraden auf die Gesundheit des Herzogs von Burgund.«

»Das lassen wir uns gefallen,« sagte der Wachtmeister, indem er die Flasche hinnahm; »da wir aber hier strenge Ordres haben, so müßt Ihr mir erlauben, Euch zu begleiten, und vor den Ritter Albrecht Beyling zu bringen, der es denn bald erfahren wird, ob Ihr ein Schmuggler, ein Spion oder vielleicht noch was schlimmers seid; es thut mir Euretwegen leid, aber Ihr wißt aus Erfahrung, im Dienste muß man gehorchen.«

»Nun in Gottes Namen, so begleitet mich denn, aber schnell zur Stadt; aber wenn Ihr unter des Ritters Albrecht Beylings Befehle steht, so rathe ich Euch, wenn Euch Euer Hals lieb ist, diese Dame mit Ehrerbietung zu behandeln.«

»Sie ist doch wohl nicht gar seine Braut, um die er, wie man sagt, trauert, bleich aussieht und abmagert? Wenn dem so wäre, so glaube ich, daß Ihr wohl noch Ritter des goldenen Vließes werden könnt.«

»Ihr seht wohl ein, daß ich Euch davon Nichts sagen kann, aber soviel kann ich Euch auf meine Erwachtmeister Ehre versichern, daß wenn Ihr mich

nicht sogleich weiterfahren laßt, Euer Befehlshaber es Euch höchst übelnehmen wird.«

»Vorwärts dann!« rief der Unterofficier, »und zwar so schnell, als Ihr wollt und könnt.« Hierauf trieb der Wirth die Pferde an, und die Reuter folgten in geringer Entfernung.

Margaretha erschrack heftig beim ersten Erscheinen der Reuter, doch beruhigte sie sich wieder während des Gesprächs. Als sie Beylings Namen nennen hörte, schwebte ein freundliches Lächeln über ihre Züge, und sie konnte kaum ihre Freude unterdrücken, als sie vernahm, daß sie alsbald zu ihm gebracht werden sollte, und daß die Krieger, welche sie begleiteten, unter des zärtlich geliebten Jünglings Befehl standen.

Noch ehe eine halbe Stunde verstrichen war, fuhren die Flüchtlinge in die Thore Rotterdams ein. Sie wurden hier sogleich von einer zahlreichen Wache umringt, deren Hauptmann verschiedene Fragen an sie richtete, die aber hauptsächlich an den Unterofficier der Escorte gerichtet wurden.

»Ich weiß nicht, Hauptmann! was der Schalk im Schilde führt,« sagte der Wachtmeister, »denn er ist so geheimnißvoll, als ein Wahrsager; er ist ein alter Fuchs, der früher mit mir unter dem edlen Herzog von Burgund diente; aber das ist schon viele Jahre her, und ich weiß nicht, was er jetzt treibt. Er war damals ein tapferer Mann, der manchen kühnen Streich ausgeführt hat.«

»Dann steigt zuvor schnell vom Wagen,« sagte

der Hauptmann, »wir wollen erst Alles gehörig untersuchen.«

»Ich glaube, daß Ihr mich wohl werdet durchfahren lassen,« sagte der Wirth, indem er ein Papier hervorholte, welches er sorgfältig in einer verborgenen Tasche versteckt hatte; »seid so gut, es durchzusehn.«

»Ein Geleitsbrief von dem Herzoge von Burgund,« sagte der Hauptmann, indem er das Papier wieder zusammenfaltete »das genügt, fahrt zu!«

»Gute Reise, Meister Johannes!« rief der Wachtmeister, »ich sehe wohl, daß Alles in bester Ordnung ist. Wir wollen jetzt die Flasche auf Eure Gesundheit leeren.«

Es erfolgte ein kurzer Abschied, und Beide schlugen eine entgegengesetzte Richtung ein. Der Wirth fuhr in die Stadt, in eine nah gelegene Herberge, wo er ausspannte und die Pferde in den Stall zog.

»Geschwind, Hospes!« rief der Wirth, indem er den Frauen und den Kindern aus dem Wagen half; zündet sogleich ein tüchtiges Feuer in dem besten Zimmer Eures Hauses an, und laßt eine gute warme Suppe bereiten, denn diese Dame bedarf der Stärkung und der Erholung.«

Der Wirth vollzog sogleich den Befehl, und die überaus ermüdete und fast von Kälte erstarrte Margaretha erholte sich bald; aber als ihr die erstarrten Glieder durch das hell brennende Feuer bald wieder ihren freien Gebrauch erlaubten, überwältigte sie ein Schlaf, den sie nicht über-

winden konnte. Der dienstfertige Wirth wies ihr in dem daranstoßenden Zimmer ein Bett an, und sagte: »so wie ich von Eurem Begleiter gehört habe, scheint es mir zweckmäßig, Euch zu dem Herzoge von Burgund zu führen, und wenn Ihr es wünscht, so will ich, nachdem Ihr der Ruhe gepflegt habt, dafür sorgen. Obgleich Ihr wohl hier noch nähere Beziehungen habt, so würde dies doch der sicherste Weg sein, da es ungewiß ist, ob jene jetzt in der Stadt anwesend sind.«

Margaretha billigte diesen Vorschlag, da er ganz mit ihrem Zartgefühl übereinstimmte; denn wenn auch Beyling in diesem Augenblick ihr Beschirmer war, so war es doch mißlich, sich unmittelbar zu ihm zu verfügen, weil sie dies Verfahren mit dem strengen Anstande nicht vereinbaren konnte.

Während Margaretha durch eine erwünschte Ruhe, ihrem von den Ermüdungen und Entbehrungen erschöpften Körper wieder Stärkung verschaffte, begab sich der Wirth auf das Rathhaus, wo der Herzog von Burgund seine Wohnung genommen hatte. Er gab dem Befehlshaber der herzoglichen Leibwache seinen Wunsch zu erkennen, des Herzogs Geheimschreiber zu sprechen, da er ihm aufs schleunigste eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe, worauf er auch sogleich angemeldet und vorgelassen wurde.

»Nun, Meister!« sagte der Geheimschreiber, »Ihr habt mir gewiß eine wichtige Eröffnung zu

machen, Euer frühzeitiger Besuch läßt mich wenigstens so Etwas vermuthen.«

»Allerdings habe ich Euch etwas Wichtiges mitzutheilen,« antwortete der geheime Spion des Herzogs von Burgund, »und habe Jemanden mitgebracht, wodurch ich einem Günstling und Sr. Hoheit, einen wichtigen Dienst erweisen werde; doch ich muß Ew. Gnaden sagen, daß ich mit allem beweglichen Gute, und mit Frau und Kindern die Flucht nehmen mußte, denn gestern erfuhr ich, daß Eure Feinde es erfahren haben, in welcher Beziehung ich zu Euch stehe.«

»Gut, es soll für Euch gesorgt werden;« erwiederte der Geheimschreiber, »aber sagt mir jetzt, was Ihr für eine wichtige Entdeckung gemacht habt?«

Der Wirth erzählte jetzt sein Zusammentreffen mit dem Mönche, und Alles, was sich mit ihm zugetragen hatte.

Der Geheimschreiber, welcher von Beylings Verhältnissen, die am Hofe hinlänglich bekannt waren, unterrichtet war, verstand bald den ganzen Zusammenhang, um so mehr, da der Wirth ihm erzählte, daß Margaretha, während er sie hierher gebracht, ihm mitgetheilt habe, daß sie mit dem Ritter Albrecht Beyling, der in des Herzogs Diensten stände, verlobt wäre.

»Wo befindet sich das Fräulein?« fragte der Geheimschreiber.

»Im dem Gasthause zum weißen Adler,« ant-

wortete der Wirth, »wo sie sich jetzt zur Ruhe begeben hat, um sich von den Ermüdungen der nächtlichen Reise zu erholen.«

»Schon gut, kehret dahin zurück, und traget Sorge, daß es ihr an Nichts mangle. Ich werde Euch bald Näheres mittheilen lassen.«

Der Wirth entfernte sich und begab sich wieder in das Gasthaus. — Wir wollen jetzt in der Kürze mittheilen, daß nach Verlauf von zwei Stunden der Leibarzt des Herzogs in einem Wagen vor Margarethens Wohnung vorfuhr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und sie zu dem Herzoge zu begleiten, wo sie mit der größten Auszeichnung und Hochachtung empfangen wurde. Noch an demselben Tage, lag sie in Beylings Armen, dessen namenloses Glück wir nicht zu schildern wagen.

Nachdem der Herzog sich entfernt, und die beiden Liebenden sich ungestört überlassen hatte; nachdem Beyling von der heftigen Erschütterung, welche diese unerwartete Überraschung ihm verursacht, sich ein wenig erholt, und sie sich unter den zärtlichsten Umarmungen tausendmal die Glücklichsten der Sterblichen genannt hatten, kam das Gespräch auf Margarethens Rettung. Sie verloren sich in Vermuthungen, ohne den wahren Verlauf der Sache mit Gewißheit ergründen zu können. Als Margaretha darauf Berthas plötzliches Verschwinden erfuhr, und Beide dies mit dem räthselhaften Betragen des Mönchs in Verbindung brachten, von dem sie überzeugt waren, daß es derselbe sei, wel-

chen der Herzog bei ihrer Überfahrt nach Rotterdam, Beylings Schutz anvertraut hatte, da vermutheten sie gewiß, daß sie unter diesem Gewande verborgen gewesen wäre; aber es blieb stets nur ein Vermuthen, denn obgleich sie Berthas Entschlossenheit kannten, so konnten sie kaum glauben, daß eine Frau im Stande wäre, ein solches Unternehmen auszuführen.

Man hoffte durch Frank von Borselen's Rückkehr einige nähere Umstände zu erfahren, und es dauerte nicht lange, so wurde ihnen Alles klar, da er ihnen eine treue Erzählung deß, was er gehört und gesehen hatte machte. Er händigte ihnen auch Margarethens Brief ein, worin sich ein Anderer befand, an dessen Aufschrift Beyling sogleich die Hand seines Vaters erkannte. Berthas Brief lautete wie folgt:

„„Meine geliebten Kinder!

„„Ich darf mit Gewißheit glauben, daß Ihr in diesem Augenblicke glücklich seid, und versichere Euch deßhalb, daß ich es auch bin. — Ihr werdet überzeugt sein, daß ich viel für Euch gethan habe, und da ich Euer beider edles Herz kenne, so glaube ich, daß Ihr Euch dafür dankbar beweisen werdet. Ich verlange jedoch nichts Anders, als daß Ihr pünktlich meine Vorschrift befolgt, und rechne fest darauf, daß Ihr mir gehorchen werdet, denn das Gegentheil würde mir größeren Schmerz verursachen, als die grausamste Mißhandlung des gottlosen Floris von Kykhoek.

„„Sobald Ihr wieder vereinigt seid, meine Kinder! so müßt Ihr Euch sogleich ehelich verbinden. Der Ritter

Albrecht Beyling, der durch die Befreiung der Insel Schouwen dem Wunsche seines Vaters und dem des Herrn von Haamstede genügt hat, muß sogleich den Dienst des Herzogs von Burgund verlassen, und sich ruhig auf seinen Gütern niederlassen, und nicht länger an dem schändlichen Bürgerkriege theilnehmen, der ihm nur Schande bringen kann. Sein Vater ist durch die Befreiung Zeelands hinlänglich gerächt. Ich habe das Vertrauen in Euch gesetzt, daß es Euch angenehm sein wird, diesen meinen Befehl gern in Ausführung zu bringen; doch ich habe noch einen andern Auftrag an Euch, dessen Vollstreckung dem edlen Herzen Albrechts nicht so leicht sein wird; nemlich: daß Ihr Euch durchaus nicht um mich bekümmert, und keinen Versuch macht, es sei welcher es wolle, mich zu befreien.

„„Ich fordere aufs Nachdrücklichste die pünktlichste Erfüllung dieses Gesuchs, und hoffe fest, daß Ihr sie mir gewährt; denn ich würde es Euch nie verzeihen, wenn Ihr dawider handeltet; und könntet Ihr mich auch in Freiheit setzen, so würde ich sie nie annehmen, weil ich sie als die größte Undankbarkeit ansehn würde.

„„Kümmert Euch nicht um mich. Ich befinde mich jetzt unter dem Schutze der Gräfin, welche wahrlich zu beklagen ist. Villeicht kommt noch einmal die Zeit, wo wir uns wiedersehn, wenn nicht, so sterbe ich ruhig und zufrieden, denn mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt, ich habe Euch mit einander verbunden.

„„Eingeschlossen findet Ihr den Brief Eures Vaters, welchen mir der Herr von Haamstede, bevor er seinen verhängnißvollen Beschluß ausführte, einhändigte. Du siehst, mein Sohn Albrecht, daß Du ihn, bevor Du dein fünf und zwanzigstes Jahr erreicht hast, nicht öffnen darfst. Ich habe ihn Dir jetzt eingesandt, weil mir alsdann vielleicht die Gelegenheit fehlt, ihn Dir zukommen zu lassen.. Ich kann mir seinen Inhalt nicht denken; doch der Wille Deines edlen sterbenden Vaters muß Dir heilig sein.“

Wir haben nur den hauptsächlichsten Inhalt dieses langen Briefes unsern Leser mitgetheilt, und die verschiedenen Ermahnungen, der Tugend stets treu zu bleiben u. s. w. weggelassen. Er schloß damit, daß wenn es sich fügen solle, daß sie sich noch einmal wiedersähen, sie ihnen alsdann noch eine sehr wichtige Eröffnung zu machen habe.

Beide waren beim Lesen dieses Briefes sehr gerührt; denn Beide liebten die gute Bertha als eine Mutter, und Beyling würde es bestimmt nicht unterlassen haben, alle Mittel zu ihrer Befreiung anzuwenden, wenn ihm dies nicht so nachdrücklich verboten wäre, und er kannte sie zu gut, um nicht fest überzeugt zu sein, daß sie es wirklich so meinte. Als sie den Statthalter Frank von Borselen über Berthas jetzige Lage befragten, war es ihnen ein süßer Trost zu erfahren, daß sie sich am Hofe unter Jacobas Schutze befände.

Albrecht Beyling und Margaretha kamen nun überein, Berthas Willen in Ausführung zu bringen; denn so groß Beider Schmerz auch war, so wollten sie doch nicht undankbar sein. Auf das feierlichste wurde ihre Ehe vollzogen und aller in damaligen Sitten und Gebräuchen üblicher Glanz und Pracht fand dabei Statt. Der Herzog von Burgund, aus Dankbarkeit für Beylings geleistete wichtige Dienste, war der Festgeber und beehrte mit seiner Gegenwart alle die Festlichkeiten, welche dieser Vermählung wegen veranstaltet waren.

Ungeachtet aller Versuche des Herzogs, Bey-

ling in seinen Diensten zu behalten, trat dieser doch seinen Posten als Befehlshaber ab, und bat um die Erlaubniß, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen. Der Herzog willigte endlich ein, nahm ihm aber das Versprechen ab, daß wenn das Vaterland nothwendig seiner Hülfe bedürfe, er sie ihm nicht weigern solle.

Philipp würde seinem Vasall dieses Gesuch nicht so leicht bewilligt haben, wenn er in kurzer Zeit seine Hülfe nöthig gehabt hätte. Aber die Umstände zwangen ihn, vor der Hand von der Eroberung Hollands abzustehn; denn er mußte mit seinem Heere in seine Staaten zurückkehren, wo seine Gegenwart nothwendig war, um Unruhen ernster Art wieder beizulegen. Er hatte daher schon den Plan festgesetzt, Holland zu verlassen, und dies fand auch wirklich kurz nach Beylings Verehcligung statt, nachdem er die ihm zugethanen Städte mit Kriegsvolk versah, und seinen Statthalter Frank von Borselen, dem er seinen Wohnort in Haag anwies, die strengste Wachsamkeit anbefohlen hatte.

Beyling reiste mit seiner Gemahlin nach Zeeland, und wohnte bei einem Edelmanne, in der Nähe des Schlosses Haamstede, bis dieses wieder ganz aufgebaut war, womit aber das ganze Frühjahr und ein großer Theil des Sommers verstrich. Darauf wurde es von dem benachbarten Adel aufs feierlichste eingeweiht, und Beyling nahm unter den Glückwünschungen seiner freudigen Unterthanen, von der Herrlichkeit, deren Titeln und Einkommen Besitz.

Wenn es in dieser Welt und in diesem Leben Augenblicke giebt, wo wir einen Vorgeschmack des Heils empfinden, welches dem Rechtschaffenen nach seinem Tode zugesagt ist, dann können wir mit vollem Rechte sagen, daß Beyling und Margaretha ein solches im vollen Maaße genossen. Liebe und Treue begleiteten sie, wo sie auch ihre Schritte hinwandten, und leiteten ihre Berufsgeschäfte; Beyling beschäftigte sich mit Wissenschaften, der Verwaltung seiner Besitzungen, und war stets darauf bedacht, das Glück und die Wohlfahrt seiner Untersassen zu fördern. Margarethen gereichte es zur großen Freude, Unglückliche und Kranke zu besuchen, ihnen die Hülfe darzureichen, wodurch ihre Schmerzen gelindert wurden, und ihrem Hauswesen treulich vorzustehn. Ein kleiner gewählter Freundeskreis dreier benachbarter Edelleute, genügte das Eintönige der Einsamkeit zu verscheuchen, und ihnen die Abwechselung darzubieten, welche dem Menschen nothwendig ist. Während des Winters beschäftigten sie sich neben dem freundlichen und wohlthätigen Kamine, Roms und Griechenlands Geschichte zu durchlesen, und das Verfahren der berühmten Männer jener Nationen zu loben oder zu tadeln; im Sommer verfolgten sie das Wild in den Dünen und den dichten Waldungen der Insel, von wo sie mit reicher Beute zurückkehrten, und beim freundlichen Mahle und schäumendem Pokale von den Jagdfreuden sprachen, während die Frauen durch ihre Gegenwart die Freuden des Mahls erhöhten.

Mit einem Worte, sie waren unaussprechlich glücklich; ja zu glücklich; denn was ist beständig auf dieser Erde? Wehe dem, der zu fest auf sein bestehendes Glück baut, und nicht berechnet, daß der, welcher sich auf dessen höchstem Gipfel befindet, oft an dem Rande eines unabsehbaren Abgrundes steht, wohinein ihn die geringste Bewegung unaufhaltsam fortreißt! Beyling und Margaretha machten auch bald diese traurige Erfahrung. — Im Buche des Schicksals war es aufgezeichnet, daß nach zweier ununterbrochener glücklichen Jahre, die Sonne des Heils und Segens auf immer für sie untergehen sollte. —

Sieben und dreißigstes Capitel.

Nach einem strengen und anhaltenden Winter, welcher besonders in Zeeland nichts Anziehendes hat, stellte sich der liebliche Lenz mit seiner ganzen Anmuth ein. Die angeschwollenen Knospen der Buchen, Ulmen und Linden platzten, und entfalteten ihren ersten Schmuck durch ein lichtes Grün, wodurch das Gewand der übrigen Jahreszeiten weit in Hintergrund versetzt wurde. Herrlich und wohlthätig stellte sich die mildere Jahreszeit ein. Wie viel Wonne und Freude versprachen sich nicht die Bewohner des Schlosses Haamstede in dieser Erwar-

tung! Sie schienen mit der Natur zu verjüngen. Jagdpartieen, das Tummeln der Rosse, Volksspiele u. s. w. wurden schon von dem Freundeskreise für die bessere Jahreszeit verabredet und festgesetzt. Ach! wie viel Pläne entwirft der Sterbliche, deren Ausführung ihm so sicher scheint; während es dort oben schon bestimmt ist, daß Nichts daraus werden soll.

Das Schloß Haamstede war wieder schön aufgebaut, aber nicht so sehr zur Vertheidigung geschickt, als zuvor. Es hatte jetzt mehr als je ein ländliches Ansehn erhalten, wozu die schönen Anpflanzungen, welche es umgaben, nicht wenig beitrugen. An dem Lieblingsorte, wo Beylings Lippen zum ersten Male von Liebe überströmten, war auf einer kleinen Anhöhe, unter dem Schatten eines vor einem Jahre gepflanzten Lindenbaumes ein Sitz angebracht. Auch hier hatten sie seit ihrer Vereheligung seelige Augenblicke zugebracht, und Beyling sehnte sich nach der Stunde, wo er bei dem Gesange der Waldbewohner, bei den Tönen der Zitter, Margarethens Silberstimme hören sollte, und auf seinen Knien den tändelnden Knaben, vierzehn Monate alt ausrufen konnte: »Wie glücklich bin ich!«

Diese langerwünschte Stunde erschien bald. An einem der schönsten Tage des Monats April erhob sich heiter die Sonne an dem unbewölkten Himmel und ein milder Südwind rauschte leise zwischen den jungen Blättern der Linden.

Margaretha hatte schon sehr früh ihr Bett

verlassen, und ihrem Bedienten befohlen, das Frühstück in ihre Lieblingslaube zu bringen. Als dies geschehen war, begab sie sich dorthin, und ließ ihrem Gemahl wissen, daß sie ihn in der schönsten Morgenstunde, wie sie der Lenz nur darbieten kann, daselbst erwartete.

Beyling zögerte nicht lange, und nachdem er den kleinen Arnold, der noch ruhig in der Wiege schlief, sanft geküßt und der Wärterin anbefohlen hatte, ihn nach seinem Erwachen sogleich zu ihm zu bringen, begab er sich nach der Laube, und schloß seine treue Gattin mit den Gefühlen der ersten Liebe in seine Arme.

Mit Entzücken und Dankbarkeit beobachteten die glücklichen Eheleute das herrliche Naturschauspiel, welches sich ihrem Augen darbot, und unermüdlich im Bewundern der Werke ihres Schöpfers, überließen sie sich ganz dem Gefühle ihrer Dankbarkeit, da sie sich von so vielen Tausenden zum Genusse des reinsten Glücks auserkohren hielten. Von Verehrung durchdrungen, sandten sie ein inniges Morgengebet gen Himmel, wobei auf beider Antlitz ein wohlgefälliges Lächeln, das Kennzeichen eines reinen Gewissens schwebte.

Es dauerte jedoch nicht lange, so war das Antlitz des edlen, tugendhaften Mannes mit einer düstern Wolke bedeckt. Finster zog er seine Augenbraunen zusammen, und starrte einige Augenblicke unbeweglich auf den Boden, während Margaretha ihm froh die Zukunft ausmalte, und mit Dank-

gefühl, über die Vergangenheit sprach, wodurch sie auf einmal aus Trauer und Schmerz, auf den Gipfel des Glücks geführt worden wären. Beylings Haltung fiel ihr jedoch auf, und da sie dies Gespräch als Veranlassung seines Trübsinns ansah, fragte sie ihn, welche Gedanken seinen Geist so traurig stimmten.

Beyling sah sie an ohne gleich zu antworten. »Ich merke es schon,« sagte sie, »meine Worte erinnern Dich an Berthas Geschick, die unsertwegen in dem Kerker seufzt. O! glaub es mir, nie werde ich vergessen, was sie für uns that, und wie hart sie es mit dem Verluste ihrer Freiheit büßen mußte. Jedoch scheint sie nach dem vor Kurzem empfangenen Briefe, den es ihr glückte, durch die Besorgung meines Retters, des Müllers zu Schoonhofen, an uns gelangen zu lassen, sehr heiter zu sein, und sie wird, wie wir wissen, von der Gräfin mit Achtung und Auszeichnung behandelt.«

»Ihr Geschick geht mir sehr nahe,« erwiederte Beyling, »und wenn sie es nicht so ausdrücklich wollte, wie sie es uns noch in ihren letzten Briefen ausspricht, so würde ich nichts unversucht lassen, sie in Freiheit zu setzen; ich würde der undankbarste Mensch sein, wenn ich auch nur einen einzigen Augenblick ihre großmüthige Aufopferung vergessen könnte. Es scheint, daß ihr durch die Vermittlung unsers Freundes Frank von Borselen von der Gräfin diese gute Behandlung geworden ist; allein das ist es nicht, was mich jetzt trübe stimmt.«

»Darf denn Deine Dich zärtlich liebende Gattin die Ursache davon wissen?« fragte Margaretha.

»Könnte meine Brust ein Geheimniß vor Dir bewahren,« erwiederte Beyling, »wenn es nicht geschähe, um Dein gefühlvolles Herz nicht zu verwunden? Ach! wenn ich nicht fürchtete, mich des Mangels des Vertrauens gegen Dich schuldig zu machen, so würde ich Dir lieber die Gründe meiner Besorgniß vorenthalten, und wer weiß, wie viel Schmerz Dir dadurch ersparen.«

»Du erschrickst mich,« sagte Margaretha; »was kann es sein, was Dich so sehr belastet?«

»Weißt Du nicht Margaretha, daß noch ein Schreiben von meinem Vater vorhanden ist?«

»Ein Brief . . . . ganz Recht . . . . .,« antwortete sie zögernd und unruhig.

»Ich habe, so wie Du weißt, vor wenigen Tagen meinen Namenstag gefeiert; ich war fünf und zwanzig Jahr alt, und in diesem Alter muß ich den letzten Willen meines Vaters entsieglen.«

»Das ist also die Ursache Deiner Unruhe? — Warum zögerst Du noch länger dies Papier zu lesen?«

»Ich habe dazu bis heute den Muth nicht gehabt,« sagte Beyling, »denn eine gewisse Ahnung verspricht mir nichts Gutes.«

»Ich denke ganz anders darüber,« antwortete Margaretha, »und glaube vielmehr, daß es eine testamentarische Verfügung ist; denn als Dein Vater

starb, konnte er nicht vermuthen, daß seine Besitzungen zerstört werden würden.«

»Hier ist der Brief,« sagte Beyling, indem er ihn hervorzog und auf den Tisch legte. »Ich darf die Erbrechung nicht länger verschieben; denn ich fürchte dadurch gegen meinen Vater ungehorsam zu sein, und habe diesen Augenblick dazu festgesetzt, um ihn in Deiner Gegenwart zu lesen.«

»Noch einen Augenblick,« sagte Margaretha, indem sie seine Hand, die er nach dem Briefe ausstreckte zurückhielt, »wenn Dein Vater uns so glücklich sähe, als wir sind, würde er dann wohl darauf bedacht sein, dies Glück zu stören?«

»Ganz gewiß nicht. Er war der Freund Deines Vaters und ein braver Mann.«

»Wohlan! Ein und zwanzig Jahre sind schon seit seinem Absterben verstrichen. Die Zeiten und Sitten sind verändert. Du erwartest einen verhängnißvollen Befehl. Sollte es nicht erlaubt sein, dies Schreiben zu vernichten?«

»Wie, Margaretha!« rief Beyling aus, »ich seinen Willen — den Willen eines sterbenden Vaters vernichten? Nein — unmöglich. — Auch kann dieser Rath Dein Ernst nicht sein, denn er streitet durchaus mit Deinen Gefühlen. Versetze Dich an meine Stelle und sage mir: würdest Du diesen Befehl, er enthalte was er wolle, nicht heilig halten?«

»Ohne Zweifel! verzeihe mir meine Bedenklichkeit, die nur aus meiner Besorgniß herrührte. Öffne

jetzt das Schreiben; dort oben ist unser Schicksal aufgezeichnet.«

Beyling brach jetzt das Siegel und öffnete den Brief, welcher nur wenige Worte enthielt, aber diese waren erschrecklich. Hier folgt der Inhalt:

„Mein Sohn!"

„Wenn Du dies Schreiben liest, ist Dir mein Schicksal schon bekannt. Dein Alter hat Dich alsdann zum Manne gestempelt, und ich hoffe, Du wirst Dir dann auch die Erfahrung eines Mannes erworben haben. Ich trage Dir auf, mich zu rächen. Du mußt das Schwert umgürten, und es nicht ablegen, so lange die Hoeken noch nicht unterworfen sind, und wo Du kannst, die Sache der Kabliauen unterstützen. — Thust Du dies nicht, dann fluche ich Dir; gehorsamst Du, dann segne ich Dich."

Eine Grabesstille folgte dem Lesen dieses Briefes; Beider Blicke waren auf das Papier geheftet. Ein Strom von Thränen rollte über Margarethens Wangen, und tief seufzend ließ sie ihr Haupt auf Beylings Brust niederfallen.

»Was sagst Du jetzt, meine Theure?« fragte Beyling endlich, um das Stillschweigen zu brechen.

»Dies war die letzte Morgenstunde meines Glückes,« erwiederte Margaretha.

»Das ist eine Übertreibung, meine Liebe!« erwiederte Beyling. »Wie Viele der benachbarten und andere Zeeländische Edelleute reihen sich nicht aus freien Stücken unter das Banner der Kabliauen!

Nachher kehren sie in den Schooß ihrer Familie zurück, und sind deßhalb nicht minder glücklich.«

»Ach, schmeichle mir nicht mit einer eitlen Hoffnung,« seufzte Margaretha; »Etwas, was ich nicht nennen kann, hat mir schon in meiner Jugend die Ahnung gegeben, daß dieser Bürgerkrieg verhängnißvoll für mich sein würde. Schon durch meinen theuren Vater, den ich noch stets bedaure, ist diese Ahnung theilweise eingetroffen und Gott allein weiß es, was mir jetzt über dem Haupte schwebt.«

Beyling wandte alle seine Beredtheit an, die tief betrübte Margaretha zu trösten; aber seine herzlichen Worte hatten nicht viel Einfluß. Er bat sie inständigst, wenigstens nicht den Ereignissen zuvorzueilen und auf Gott vertrauend, muthig der Zukunft entgegenzusehen, und er nannte ihr so viele andere Edelleute, welche in den Kampf zogen und stets wohlbehalten in ihre Heimath zurückkehrten; doch alle seine Bemühungen reichten nicht hin, ihr die frühere Ruhe und Seelenkraft wieder zu geben.

»Du wirst mich nun verlassen müssen,« sagte sie, starr ihre Blicke auf den Boden heftend.

»Sage mir, meine Theure! darf ich mich dem Willen meines Vaters widersetzen, und mit seinem Fluche beladen in das Grab hinabsteigen?«

»O nein!« rief Margaretha schnell aus, »Doch Gott behüte mich, daß ich Dich dazu anspornen soll. Vaterfluch .... der ist fürchterlich. Nein, Du mußt gehorchen, sobald Du es für nöthig hälst.«

»Ich weiß nicht recht wie ich es anfangen soll,« sagte Beyling. »Meine Pflicht erheischt es, daß ich dem Herzoge meine Dienste anbiete, denn seine Angelegenheiten sind seit zwei Jahren, sowohl seiner Abwesenheit, als anderer Ursachen wegen nicht vorgeschritten. Floris von Kyfhoek hat einige Städte wieder eingenommen, welche Jacoba's Herrschaft wieder anerkannt haben. Ich bin daher überzeugt, daß mein Anerbieten gern angenommen wird; oder darf ich dem Befehl meines Vaters gemäß, hier so lange unthätig verweilen, bis man mich zum Kampfe auffordert?«

»Und warum nicht?« erwiederte Margaretha, »der Herzog von Burgund wird durch Staatsgeschäfte in seinem Herzogthume zurückgehalten, und kann vorerst nicht an die Eroberung Hollands denken. Er bedarf also Deiner Hülfe nicht, und weßhalb wolltest Du, ohne daß es die Nothwendigkeit erfordert, Dich in Gefahr begeben? Dein Vater will, daß Du zur Unterwerfung der Hoecken hülfreiche Hand leisten sollst; aber er gebietet Dir keine persönliche Rache. Warte also, bis man Dich beruft.«

»Du hast Recht, Margaretha! ich würde doch in diesem Augenblicke meinen Zweck nicht erreichen; denn mein Arm allein kann den Kabliauen keinen Sieg verschaffen, und zu Jacobas Unterwerfung nichts beitragen. Hätte mein Vater die edle Gräfin gekannt, so würde er mir diesen Befehl nicht ertheilt haben. Die Hoecken haben ihm großes

Unrecht gethan; aber muß ich mich deßhalb an einer unschuldigen Frau rächen, die nur in den Augen der wüthendsten Kabliauen schuldig erscheint, weil sie die Hoecken vorzieht? Verderblicher Bürgerkrieg!«

»Ja wohl verderblich,« seufzte Margaretha; »die Zukunft wird fürchterlich sein.«

Das Erscheinen der Wärterin, welche den lieblichen Knaben auf den Armen trug, machte diesem Gespräche ein Ende. Sie reichte den Knaben Beyling hin, der ihn mit Zärtlichkeit in seine Arme schloß, und ihn darauf Margarethen übergab, wo er spielend die Hände ausstreckte. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen; doch der Unruhige entwand sich wieder ihren Armen, und spielte in der wohlthätigen Frühlingssonne mit den kleinen Kieselsteinen, indem er mitunter seine Mutter mit einem schalkhaften Lächeln ansah, und mit abgebrochenen, kaum verständlichen Worten plauderte. — Beyling und Margaretha vergaßen bei der Betrachtung des Pfandes ihrer Liebe ihren Schmerz; das ängstliche Gefühl, welches ihnen die Zukunft erregte, war verschwunden, und sie überließen sich wieder der ungetrübten Freude.

Nicht lange dauerte dieser unbeschreiblich glückliche Zustand. Ihre Aufmerksamkeit wurde durch den Hufschlag von Pferden rege gemacht, und indem sie ihre Augen nach dem Orte hinwendeten, wo sie es zu hören glaubten, waren schon zwei Reuter in der langen Allee angekommen, welche nach dem Schlosse führte. Sie mußten vor der Laube, wo

die jungen Eheleute ihren Morgenbiß einnahmen, vorbei, und von ihnen bemerkt wurden. So geschah es auch, und sobald der Fremde sie sah, stieg er ab und gab seinem Bedienten das Pferd, um es in den Stall zu ziehen.

»Seid willkommen, Ritter Frank von Borselen!« sagte Beyling, indem er ihm herzlich die Hände drückte; »es freut mich ungemein, Euch bei uns zu sehn.«

Frank von Borselen erwiederte diese freundschaftliche Anrede auf's herzlichste, worauf er Margaretha höflichst begrüßte. Dann ließ er sich auf Beyling's Einladung bei ihnen nieder, und nahm Theil an dem Frühstück, das ihm sehr willkommen war, da er schon von Brouvershafen kam und von Tagesanbruch an zu Pferde gewesen war.

»Wozu denn diese Eile? wenn ich fragen darf,« sagte Beyling, »ich hoffe doch, daß Ihr einige Zeit bei uns verweilen werdet.«

»Das ist mir nicht möglich, mein Freund! meine Zeit ist abgemessen, und ich muß morgen wieder zurückreisen.«

»Schon morgen?« fragten Beyling und Margaretha gleichzeitig und voll Verwunderung.

»Ach! warum ist mir nicht gestattet, einige Monate alle Mühseligkeiten des Lebens bei Seite zu setzen und in dieser ländlichen Ruhe zuzubringen? Aber meine gefährlichen und beschwerlichen Geschäfte rufen mich, und ich muß gehorchen. Wie glücklich

seid Ihr, mein Freund! dieses Glückes Euch erfreuen zu können.«

»Ich muß Euch gestehen, daß Eure unerwartete Ankunft mich sehr beunruhigt,« erwiederte Beyling; »denn ich kann kaum glauben, daß die Freundschaft allein Euch diese, mit so vielen Mühseligkeiten verknüpfte Reise unternehmen ließ.«

»Um vierundzwanzig Stunden hier zu verleben, sollte man gern eine Reise von vierundzwanzig Tagen daran setzen, besonders wenn unser Herz von einer Liebe, die verborgen bleiben muß, und die, wenn sie bekannt würde, den Tod zur Folge hätte, entbrannt ist. Was könnte der Wunde heilsameren Balsam ertheilen, als die tröstlichen Worte eines Freundes! Ich muß Euch aber gestehen, daß ich in diesen unruhigen Zeiten diese Reise nicht unternommen hätte, wenn es nicht im Auftrage des Herzogs von Burgund geschähe.«

»Was kann der Herzog von mir wollen?« fragte Beyling unruhig.

»Wenn ich Euch im Schooße Eurer Familie so glücklich sehe,« sagte Frank von Borselen, »dann sehe ich wohl ein, daß ich mich der Mühe, hierher zu kommen, hätte überheben können. Ich bin zu fest überzeugt, daß Ihr Eure holde Gattin, diesen wonnigen Knaben und diese friedlichen Triften nicht verlassen werdet, um an einem Bürgerkriege, der das Land in einen Schutthaufen verwandelt, und den Ihr verabscheuet, Theil zu nehmen. Jedoch bin ich verpflichtet, Euch meinen Auftrag

mitzutheilen. Wisset denn, daß Floris von Kyfhoek sich mehr als je, und so sehr es seine Streitkräfte zulassen, zum Streite rüstet. Man sagt, daß er die Einnahme des größten Theils von Südholland beabsichtigt, und namentlich zuerst Schoonhoven und dann Rotterdam zu belagern. Beide Plätze sind für den Herzog von größter Wichtigkeit, und er wird Alles zu ihrer Vertheidigung aufbringen; doch in diesem Augenblicke sind ihm durch einen hartnäckigen Krieg in seinen Staaten die Hände gebunden, und er kann unmöglich Unterstützung hierher schicken. Er hat demnach befohlen, so viel Volk als möglich in Rotterdam auszuheben, und es zur Vertheidigung von Schoonhoven zu verwenden. Auch ist er überzeugt, daß zur Vertheidigung dieser Stadt ein erfahrner Kriegsmann erforderlich ist, und daß er diesen Auftrag keinem Andern besser, als dem Vertheidiger des Schlosses Roxlin übertragen kann. In dieser Absicht befahl er mir, mich zu Euch zu begeben, und Euch auf's freundlichste zu ersuchen, mich dorthin zu begleiten.«

»Mein Freund! Ihr seid mir ein Bote des Unglücks,« erwiederte Beyling. — »Ich werde Euch begleiten.«

»Wahrlich!« sagte Frank von Borselen höchst erstaunt. »Ich habe diesen schnellen Entschluß nicht erwartet, und muß Euch offen bekennen, daß ich an Eurer Stelle es wenigstens erst reiflich überlegt hätte. Ja, ich würde vielleicht die Gnade des Herzogs meinem gegenwärtigen Glücke aufgeopfert haben.«

»Wenn Ihr nur einen Tag früher gekommen wäret,« erwiederte Beyling, »so würde ich den Auftrag abgelehnt haben, und wenn mich auch der Herzog mit einer Belagerung in meinem Schlosse bedrohet hätte. Aber seit diesem Morgen bin ich nicht mehr unschlüssig.«

»Ich verstehe Euch nicht . . . . .«

»Was mich gerade heute dazu bestimmt?« fiel ihm Beyling in die Rede. »Ich glaube es Euch gern. Vor zwei Stunden dacht' ich noch nicht einmal daran. Leset diesen letzten Willen meines Vaters, der mir durchaus heilig sein muß.«

Er reichte ihm den Brief und gab ihm die nöthige Erklärung dazu. Frank von Borselen las ihn und gab ihn ihm schweigend zurück; denn der Inhalt gab ihm ernsten Stoff zum Nachdenken.

»Wohlan! Ihr könnt jetzt meine Lage beurtheilen!« sagte Beyling, »und mögt nun selbst sagen, ob ich Unrecht hatte, als ich zu Euch sagte, daß Ihr mir ein Bote des Unglücks wäret. Ich hielt es nicht durchaus nothwendig, dem Herzoge meine Dienste anzubieten, jetzt aber darf ich seine Aufforderung nicht abweisen.«

»Mein Freund!« sagte Frank von Borselen, »ich kann es mit Euch fühlen, wie schwer es Euch werden muß, Eure theuersten Beziehungen zu verlassen, um an einem Kriege, der wenig Ruhm darbietet, Theil zu nehmen, und eine Fürstin zu bekriegen, deren einziges Verbrechen, unsrer Ansicht nach, darin besteht, die Hoecken zu begünstigen,

und wahrlich eines bessern Looses würdig wäre. Ihr seid durch keine besondern Verhältnisse mit ihr verbunden; nur aus Dankbarkeit haltet Ihr Euch ihr verpflichtet, weil sie die Frau in ihren Schutz genommen hat, welche Eure Gemahlin aus den Händen ihres Günstlinges befreiet hat. Ihr könnt daher Eurer Pflicht und Eurem Eide treu bleiben; denn der Befehl Eures Vaters muß Euch über Alles heilig sein; außerdem kehrt Ihr, sobald Ihr Euch Eures Dienstes entledigt habt, zu Eurer Familie zurück. Betrachtet aber dagegen meine Lage. Ihr kennt meine unaussprechliche Liebe für Jacoba. Ihr kennt unsre gegenseitigen Verhältnisse, und ich muß, um meinem Eide und meiner Pflicht treu zu bleiben, gegen Diejenige, welche mir über Alles theuer ist, das Schwert ziehen. Wie schwer wird es mir, mich als ein Mann von Ehre zu betragen, und welchen Gefahren bin ich nicht ausgesetzt! Denn wenn der Herzog Etwas von unserm Einverständnisse erfährt, bin ich verloren.«

»Wahrlich, Ihr seid beklagenswürdiger als ich,« sagte Beyling. »Als Ihr im vergangenen Jahre einige Zeit hier zubrachtet, lebtet Ihr der Hoffnung, daß Jacoba, zum Besten des Herzogs Philipp, auf die Regierung verzichten, Euch ihre Hand reichen, und sich mit dem Range einer Statthalterin begnügen würde.«

»Erwägt den stolzen Character der Gräfin, und Ihr könnt dann leicht urtheilen, wie schwer ein solcher Schritt einer rechtmäßigen Fürstin werden muß;

denn obgleich ich dem Herzoge sehr verpflichtet bin, so zwingt mich meine Rechtlichkeit doch zu diesem Geständnisse. Auch hält sie das Glück ihrer Waffen und die Unverträglichkeit des Herzogs davon ab.«

»Aber warum vermählt Ihr Euch nicht mit ihr. Ihr könntet dann den Titel eines Grafen von Holland und Zeeland annehmen, und sie würde an Euch einen tapferen Beschützer finden.«

»Erstens würde ihr Staatsrath, der jetzt durch den Einfluß des Ritters Floris von Kyfhoek aus den eifrigsten Hoecken besteht, nie in diese Verbindung einwilligen, und sie ist daher selbst gezwungen, vor ihm und besonders vor ihrem listigen Befehlshaber, die Sache sehr geheim zu halten. Auch würde ich mich, da der Herzog von Burgund nach ihren Grafschaften trachtet, und sich schon des größten Theils derselben bemächtigt hat, der schwärzesten Undankbarkeit schuldig machen.«

»Das sehe ich wohl ein,« sagte Beyling. »Ja, Eure Lage ist unangenehmer, als die Meinige; denn wenn ich der Pflicht und Ehre genügt habe, kann ich zu den Meinigen zurückkehren, und finde in der Umarmung meiner Vielgeliebten Entschädigung für das bestandene Leid.«

Frank von Borselen leitete nun das Gespräch auf andere Gegenstände, und die trüben Gedanken, welche Alle umlagerten, schwanden dadurch einigermaßen. Es wurde festgesetzt, daß Beide am folgenden Tage abreisen würden, und man beschloß, die Gegenwart nicht durch düstere Gedanken über die

Zukunft zu vergällen. Deßhalb wurden, dem Herrn von Borselen zu Ehren, einige Gäste, Beyling's vertraute Freunde, auf deren Geheimhaltung man rechnen konnte, eingeladen, denen er die geheime Sendung des Herzogs von Burgund und seine alsbaldige Abreise mittheilte. Der Tag wurde in einer heiteren Stimmung zugebracht, und selbst Margaretha war ziemlich aufgeräumt. Doch am folgenden Tage, als die Abschiedsstunde heranrückte, wurde es ihr bang um das Herz. Der Abschied der Eheleute war herzzerreißend; denn der Gedanke, daß er Margaretha in diesem fast verzweiflungsvollen Zustande zurücklassen mußte, war ihm fürchterlich; vergebens bemühete er sich, sie zu beruhigen. Sie hörte Nichts, und überließ sich mehr und mehr der tiefsten Trauer.

Dieser Schlag war zu hart für sein weiches Herz, und er mußte der Sache ein Ende machen. »Lebe wohl, meine Theure!« sagte er ihr, sie noch einmal zärtlich umarmend und sich losreißend, »in kurzer Zeit sehen wir uns wieder.«

»Nein, nie!« rief Margaretha tief betrübt, und warf sich in einen Stuhl, wo sie ihren Liebling, den kleinen Knaben, jetzt ihren einzigen Trost, der die Worte: »»Vater! Vater!«« stammelte, an das Herz drückte.

Beyling eilte auf den Schloßhof, wo Frank von Borselen, der einige Augenblicke zuvor von Margaretha Abschied genommen hatte, ihn mit beider Bedienten und den gesattelten Pferden erwar-

tete. Hier schickte er der zärtlich geliebten Gattin, welche jetzt vor einem Fenster stand, noch einen herzlichen Gruß zu, den sie auf gleiche Weise erwiederte. Darauf ritten sie über die Schloßbrücke, und waren bald aus dem Gesichte verschwunden.

Acht und dreißigstes Capitel.

In Holland standen die Angelegenheiten noch wie vor zwei Jahren. Floris von Kyfhoek hatte sich einiger unbedeutenden Städte bemächtigt, allein die größern hatten Widerstand geleistet und ihn gegen sich erbittert, weil sie dem Herzoge treu geblieben waren und sich hartnäckig vertheidigt hatten. Dadurch war er wieder in Ansehn gestiegen, und hatte sich durch sein kriechendes Betragen viel Freunde erworben. Er hatte es zu bewirken gewußt, daß der Staatsrath aus ihm zugethanen Edelleuten zusammengesetzt war, und so konnte er Alles nach seinem Willen ausführen.

Das gute Einverständniß zwischen Floris von Kyfhoek und Jacoba von Baiern hatte dem Scheine nach immer fortbestanden, und obgleich sie einander haßten und mißtrauten, waren sie dem Scheine nach die besten Freunde; Jacoba, weil sie ihn fürchten mußte, und Floris von Kyf-

hoek, weil seiner Meinung nach die Zeit noch nicht gekommen war, öffentlich aufzutreten; inzwischen bemühete er sich, den Rath in sein Mißtrauen mit hineinzuziehn, indem er ihn auf Jacoba's und Frank von Borselen's Verhältnisse aufmerksam machte, so wie auf die geheimen Ausflüchte, welche, wie er sagte, eben so viele geheime Zusammenkünfte wären, worin man berathe, wann der Statthalter sich öffentlich mit ihr vermählen, sich abtrünnig gegen den Herzog erklären, und den Titel eines Grafen von Holland und Zeeland annehmen würde. Da viele Gründe für die Glaubwürdigkeit dieser Beschuldigungen bestanden, so wurde nicht mehr daran gezweifelt, und da die meisten Edelleute sie haßten und ihr mißtrauten, so fielen sie von ihr ab und schlossen sich Floris von Kyfhoek an, der den Krieg nicht aus Liebe für ihre Sache, sondern seines eigenen Vortheils willen durchführte; denn da er die Unmöglichkeit einsah, durch eine eheliche Verbindung sein Ziel zu erreichen, so hatte er jetzt den Plan entworfen, sich die Herrschaft anzueignen, welchen man mit Recht riesenhaft nennen durfte, wenn man die Gefahren und Mühseligkeiten berücksichtigte, welche sich ihm von allen Seiten in den Weg stellten und überwunden werden mußten.

Sein Zweck war, sich immer mehr Macht anzueignen, die Städte, welche er einnahm, von sich und dem Rathe abhängig zu machen, sein Heer bedeutend zu vergrößern, sobald die Umstände es zuließen, und wenn er mächtig genug geworden wäre,

den Rath zu bewegen, sich von Jacoba loszusagen, und einem Andern die Grafschaft Holland zu übertragen. Der Rath, über Jacoba's Betragen aufgebracht, zeigte sich hierzu nicht abgeneigt; aber die größte Schwierigkeit bestand darin, daß Floris sich zum Regenten bestimmt hatte, und es war nicht wahrscheinlich, daß die Edelleute ihm je die Regentschaft übertragen würden. Dessen ungeachtet hielt er es für sehr möglich, wenn er nur das Kriegsvolk auf seiner Seite habe.

Er hatte den ganzen Winter darauf verwandt, ein zahlreiches Heer auszurüsten, welches in jenen Zeiten nur sehr mühsam zu bewirken war, um damit zuerst Schoonhoven und dann Rotterdam einzunehmen. Gouda, Oudewater und verschiedene andere Plätze versprachen ihm ihren Beistand, und als das Frühjahr eingetreten war, stand ein Heer von sechszehn hundert Mann zu seiner Verfügung, womit er, sobald sich günstige Gelegenheit darbot, Schoonhoven überrumpeln wollte.

Doch hatte man daselbst seinen Anschlag schon erfahren, und die Bürgermeister der Stadt schickten sogleich einen Boten nach Rotterdam, und von da nach dem Haag um sich Beistand zu erbitten. Der Statthalter benachrichtigte hiervon sogleich den Herzog, welcher, da er die beiden Städte nicht entsetzen konnte, ihm auftrug, Alles zu deren Erhaltung aufzubieten, so viel Kriegsvolk als er auftreiben könnte, dorthin zu schicken, und Albrecht Beyling, dessen Geschicklichkeit in der Vertheidi-

gungskunst hinlänglich erprobt war, aufzufordern, die Stadt und das Kastel für ihn zu erhalten, und Jacoba's Bemühungen zu vereiteln.

Floris von Kyfhoek war beschäftigt, sein Heer zusammenzuziehn, als er erfuhr, daß Schoonhoven eine bedeutende Verstärkung erhalten hatte, und die Vertheidigung des Kastels dem Ritter Albrecht Beyling übertragen sei. Dies feuerte ihn um so mehr an, seinen Plan nicht aufzugeben. Im Gegentheil, er freute sich ungemein, daß ihm die Gelegenheit geboten würde, seinen Feind die Niederlage, welche er ihm in Zeeland beigebracht, und die ihm so großen Nachtheil zugefügt hatte, entgelten zu lassen.

Schoonhoven gehörte nicht zu den Städten, welcher einer ansehnlichen Macht Widerstand leisten konnten; daher sah Beyling auch nur zu gut ein, daß er mit einer Handvoll Leute nicht viel gegen Kyfhoeks Macht ausrichten würde. Beides berichtete er dem Herzoge, der ihn aber freundlichst ersuchte, die Stadt und das Schloß so lange als möglich zu vertheidigen, und ihm feierlichst versprach, aufs Schnellste mit einer ansehnlichen Macht zu seinem Entsatze heranzurücken.

Mit der größten Mühe erhob man aus den benachbarten Städten dreihundert Mann, wozu sich noch einige Bewohner Rotterdams gesellten, und Beyling zog von einigen holländischen Edelleuten begleitet in Schoonhoven ein. Kaum hatte er Alles zur Vertheidigung der Stadt geordnet, so

rückte Kyfhoek mit den Seinigen heran, und schloß die Stadt und das Kastel von allen Seiten ein.

Als Jacobas Befehlshaber erfahren hatte, daß Albrecht Beyling an der Spitze einer ansehnlichen Macht sich in der Stadt befand, sah er wohl ein, daß sie durch eine Überrumpelung nicht mehr zu nehmen sei. Bei seiner Annäherung sah er, daß man auf eine hartnäckige Vertheidigung gerüstet sei, und da er Alles aufbieten wollte, die Stadt zu erobern und seines Feindes habhaft zu werden, so brachte er alle Mittel in Anwendung, seinen Zweck aufs baldigste zu erreichen.

So verstrichen zwei Monate, bis endlich, nachdem die Belagerungskunst Alles, was die damalige Zeit vermochte, angewandt hatte, die Stadt sich nicht länger halten konnte. Die Widder hatten eine weite Öffnung in die Mauer gemacht, und so gut man sie auch mehrere Tage hintereinander vertheidigte, so mußte man doch endlich der Übermacht weichen. Die Hülfe, so feierlich sie auch von dem Herzoge versprochen worden war, kam nicht an, und Beyling blieb sich selbst überlassen.

Als man sich in der Stadt nicht länger halten konnte, fertigte Beyling einen Herold an Floris von Kyfhoek ab, um mit ihm wegen der Übergabe der Stadt zu unterhandeln, und ihm die Übergabe unter der Bedingung, daß der Besatzung freier Abzug gestattet würde, anzubieten. Nachdem von Kyfhoek den Kriegsrath deßhalb zusammen

berufen und angehört hatte, willigte er ein, doch mit dem Vorbehalte eines Einzigen, der ihm ausgeliefert werden müßte, nämlich Albrecht Beyling.

Sobald der Herold mit dieser Botschaft zurückkehrte, theilte er sie den Edeln und den Kriegern mit. Niemand wollte den tapfern Befehlshaber in diesem mißlichen Augenblicke verlassen, und Alle schwuren mit ihm zu leben und zu sterben.

Nachdem Albrecht Beyling alle Mittel versucht hatte, einen billigen Vertrag abzuschließen, sandte er seinen Herold nochmals ab, um dem Ritter von Kyfhoek, weil dieser eine persönliche Rache nehmen zu wollen schien, einen Zweikampf anzubieten, und dadurch das Leben ihrer Untergehörigen zu schonen; doch auch dieser Vorschlag wurde mit Verachtung zurückgewiesen.

Die dem Waffenstillstande bewilligte Stunde war kaum abgelaufen, so griff der Feind mit seiner ganzen Macht die Bresche an; mit Löwenmuthe wurde sie, und besonders von Albrecht Beyling vertheidigt, doch man mußte endlich der Übermacht weichen. Von allen Seiten umzingelt, wich die auf funfzig Mann geschmolzene Besatzung fechtend durch die Straßen, und erreichte das entgegengesetzte Ende der Stadt. Hier blieben noch Mehrere, als man ihnen den Weg zum Kastele streitig machen wollte. Fünfzig Tapfere, die unter Anführung des verwundeten Beylings mit Löwenmuth kämpften, waren auf dem Punkte, den Feinden in die Hände zu fallen; doch er ermuthigte sie noch ein Mal durch Worte

und Thaten. Sie schlugen sich durch, und erreichten endlich ganz erschöpft das Kastel.

Schoonhoven fiel; doch der Ritter Albrecht Beyling, einige Edelleute und Soldaten, zogen sich in das Schloß zurück. Als die Brücke aufgezogen und das Thor verschlossen war, waren sie hier, wenigstens vorerst, gegen die Wuth ihrer Feinde geschützt.

Doch auch das Schloß war nicht geeignet, eine lange Belagerung auszuhalten; und Floris von Kyfhoek nahm als gewiß an, daß man es bei der ersten Aufforderung übergeben würde. Man war aber hierzu keineswegs geneigt, und nun ließ er es von allen Seiten einschließen und ihm die Zufuhr abschneiden, um es durch Aushungerung zu zwingen.

Der Vorrath war aber bedeutender, als man erwartet hatte, denn Albrecht Beyling hatte dafür gesorgt; es war auf mehr als zwei Monate verproviantirt. Als Floris von Kyfhoek dies erfuhr, ertheilte er Befehl zum Angriffe. Die Gräben wurden ausgefüllt und das Schloß durch die Sturmwerkzeuge in seinen Grundfesten erschüttert.

Die fünfzig Helden, aus denen die Besatzung des Schlosses bestand, hatten geschworen, sich bis auf's Äußerste zu vertheidigen; die Belagerer wurden täglich mit großem Verluste zurückgeschlagen und richteten nicht viel aus; was sie heute aufwarfen, wurde morgen zernichtet. Albrecht Beyling, der mit jedem Tage in seiner Hoffnung auf Entsatz getäuscht wurde, bot einen vortheilhaften Vertrag an;

doch der nur Rache athmende Floris von Kyfhoek schwur, nicht eher zu ruhen, bis er ihn in seiner Gewalt hätte, und daß er keine Summe, so groß sie auch sein möchte, zum Lösegeld annehmen würde.

Während das Schloß zu Schoonhoven belagert wurde, trug sich in Gouda Etwas zu, was dem Ritter von Kyfhoek große Freude verschaffte, weil er hoffte, dadurch dem Ziele seiner Wünsche näher zu kommen. Frank von Borselen, dem Beyling's mißliche Lage nicht unbekannt war, hatte verschiedene Male Jacoba um eine Unterhaltung gebeten, welche ihm auch gern bewilligt wurde. Er bemühete sich, die Gräfin zu bewegen, zur Aufhebung der Belagerung Befehl zu geben, welche sich auch dazu bereitwillig finden ließ. Sie fertigte deshalb einen Boten nach Schoonhoven ab, erhielt aber von Floris von Kyfhoek eine stolze und abschlägliche Antwort. Jacoba, auf's höchste entrüstet, erklärte ihn seines Postens verlustig; allein er weigerte es ihn niederzulegen, und erklärte trotzig, daß er Niemanden als dem Rathe gehorchen würde. Dies führte einen offenbaren Zwist zwischen ihm und Jacoba herbei. Den Grund seines Verfahrens muß man einer wichtigen Nachricht, die er von seinen geheimen Spionen in Gouda empfing, zuschreiben. Frank von Borselen, der seinen Aufenthalt daselbst, um unter dem Vorwande, von Staatsangelegenheiten für Beyling zu wirken verlängerte, habe Jacoba zu einer geheimen Ehe zu

bestimmen gewußt, die von dem Bischofe ohne Zeugen vollzogen worden wäre. Dies theilte er dem Rath mit, der die Spione abhörte, und deren Aussage gegründet zu sein schien. Man hatte entdeckt, daß Jacoba sich des Nachts nach der Kapelle begeben hatte, wo der Statthalter ihrer gewartet hätte. Man hatte die Thür sorgfältig verschlossen, doch einer der vermessenen Spione, hatte durch die Scheiben der Kirche beobachtet, daß sie vor dem Altare niedergekniet wären und der Priester ihnen den Segen ertheilt habe.

Wenn auch die Aussage dieses einzelnen Zeugen nicht vollkommen genügte, so glaubte man es doch allgemein, besonders die Freunde des Befehlhabers, und es fiel dem Ritter von Kyfhoek nicht schwer, den Rath zu bewegen, ihr den Gehorsam zu verweigern. Ja, man beschloß sogar, sie auf immer ihrer Rechte, wenn man sich nähere Beweise verschafft hätte, verlustig zu erklären.

Jacoba aufs Äußerste erzürnt, ergriff die strengsten Maßregeln gegen die aufrührerischen Edelleute. Sie drohete ihnen mit harten Strafen, und rief die ihr treugebliebenen Edelleute und die Bürgerschaft zu ihrer Hülfe auf, welche, da sie ihr sehr zugethan waren, nicht ausblieben, und beschlossen, ihm die Stadt zu verbieten.

So standen die Sachen, als die Noth auf dem Kastelle von Schoonhoven aufs höchste gestiegen war. Dieser Zwist wurde für Albrecht Beyling höchst unglücklich; denn jede Hoffnung auf billige Bedingungen war nun ganz verschwunden. Die Be=

satzung, welche nur noch aus dreißig Mann bestand, vertheidigte sich mit unvergleichlichem Muthe; aber die furchtbare Hungersnoth, welche sie nöthigte, zu den schlechtesten Nahrungsmitteln Zuflucht zu nehmen, erzeugte eine Krankheit, welche anhaltend Schlachtopfer dahin raffte, und den abgezehrten Schatten entsank nicht der Muth, aber die Kräfte sich zu vertheidigen. Der Widder hatte eine weite Öffnung in die Mauer gebrochen, und die wüthenden Belagerer stürzten zu Hunderten zugleich in das Schloß.

Albrecht Beyling war seit zwei Tagen von dem bösartigen Fieber, welches als Folge des Mangels und der schlechten Nahrungsmittel, auf dem Schlosse herrschte befallen, und dem zufolge als der Feind ins Schloß eindrang, bettlägerig. Seit zweien Tagen wurde kein Widerstand mehr geleistet, weil die Kräfte der Belagerten erschöpft waren, und sobald die Öffnung in die Mauer gebrochen war, hatte der Feind einen leichten Sieg. Beylings Schildknappe benachrichtigte seinen Herrn von dem was vorgefallen war, und reichte ihm sein Schwert hin, um sich damit zu durchbohren, damit er nicht den grausamen Mißhandlungen seines Feindes ausgesetzt würde. Doch der edle Held verwarf mit Verachtung diesen Vorschlag, und erklärte, daß dies gegen seine Grundsätze wäre, da Niemand berechtigt sei, sich das Leben zu nehmen, und ihm der Muth nicht fehlte, Alles zu ertragen.

Die erbitterten Kriegsknechte, welche nichts fanden, was ihre Raub- und Mordlust hätte befriedi-

gen können, und nur auf wenige Helden stießen, welche wie Schatten einhergiengen und leicht beseitigt waren, stürzten in das Gemach, wo Beyling auf dem Krankenbette darniederlag, und würden ihn bestimmt schnell von seinem Elende erlöst haben, wenn nicht Floris von Kyfhoek, dies fürchtend, ihnen auf dem Fuße nachgefolgt wäre und es verhindert hätte. Er befahl ihnen, Beyling gefangen zu nehmen, und nicht zu tödten, weil er den Tod eines Verräthers sterben müßte.

Unter den holländischen Edelleuten befanden sich viele, die, weil sie gegen Jacoba erbittert waren, ihrem Befehlshaber anhingen, und die, wenn auch durch Partheiwuth verführt, doch Muth und Tapferkeit zu schätzen wußten. Als sie jetzt sahen, mit welcher geringen Anzahl Krieger Beyling das Schloß gegen eine große Übermacht vertheidigt hatte, konnten sie ihm ihre Bewunderung und Hochachtung nicht versagen, und da sie wußten, daß Floris von Kyfhoek eine besondere Rache an ihm auszuüben wünschte, so bestanden sie darauf, daß er ihnen überliefert, mit Ehrerbietung behandelt und vom Kriegsgerichte über ihn bestimmt werden sollte. Floris widersetzte sich, und behauptete, daß er allein das Recht habe ihn zu bestrafen; doch sie beharrten auf ihrem Beschlusse und er willigte endlich ein, fest überzeugt, daß er der von ihm zugedachten Strafe nicht entgehen sollte.

Beyling wurde auf einer Tragbare nach der Stadt gebracht, und empfing ärztlichen Beistand,

so daß er mit Allem reichlich versehen, bald wieder genas. Ach! warum verschonte ihn der Himmel, um ihn noch so vielen Leiden auszusetzen? Warum mußten seine körperlichen Kräfte über seine Krankheit triumphiren? Von wie vielen Leiden hätte ihn ein wohlthätiger Tod befreien können!

Der Rath, welcher über Beyling richten sollte, versammelte sich kurz darauf, und der edle Held wurde vor ihn geführt, um sich zu vertheidigen. Um sich zu vertheidigen, nachdem er die Ehre eines Sieges vertheidigt hatte! — Er that es meisterhaft, doch wozu nützte es? Floris hatte die Meisten auf seine Seite zu bringen gewußt, und dies waren Alle solche, welche ihm in Untugenden gleich standen; und die Andern waren von Partheiwuth verblendet. Kyfhoeks Antrage, daß Beyling als Aufrührer eines ehrlosen Todes sterben müßte, wurde beigestimmt, und er verurtheilt, lebendig begraben zu werden.

Herr von Brederode war Beylings alleiniger Fürsprecher. Er trug darauf an, daß das Urtheil in eine ewige Gefangenschaft verändert werden sollte, weil er, seitdem Jacoba seine Achterklärung wieder aufgerufen habe, nicht mehr als ein aufrührischer Unterthan angesehn werden könnte. Doch Floris von Kyfhoek gieng so weit, daß er erklärte, dieser Fürstin keinen Gehorsam mehr schuldig zu sein, welcher Erklärung Alle beistimmten, so daß Brederodes edles Bemühen,

bald an der Rachsucht der Übrigen scheiterte, und das grausame Urtheil gefällt wurde.

Beyling hörte seine Verurtheilung mit Ruhe und Gelassenheit an; als Floris von Kyfhoek es ihm als Vorsitzer des Raths vorlas, erklärte er sich ihm zu unterwerfen, nur bat er, ihm noch zuvor eine Gnade zu gewähren.

Als man ihm erlaubte, seinen Wunsch auszusprechen, sagte er: —

»Ritter und Edle! ich werde mich nicht bemühen, so ungerecht Ihr auch handelt, indem ihr den Tod eines Verräthers gegen mich erkannt, noch das doppelt schändliche Verfahren des Vorsitzers dieses Raths, dem ich einst das Leben schenkte, hier auseinanderzusetzen. Nein, ich weiß zu gut, daß es mir nichts helfen würde, denn ich bin ein Edelmann der Kabliauen, und dieß allein ist hinreichend, für meinen Tod zu stimmen. Ich werde mich auch nie erniedrigen, von solchen Richtern Gnade zu erflehen; nein, Beyling wird Euch beweisen, daß er den Tod nicht fürchtet. Der Richter dort oben wird dereinst uns Alle richten. Wehe Euch Allen, wenn Ihr mich dann wiederseht!«

»Doch genug,« setzte er ruhiger hinzu; »gewährt mir nur noch eine Bitte, gestattet mir eine monatliche Frist, damit ich meine Angelegenheiten auf meinem Schlosse ordnen, und von den Lieben, welche ich zurücklasse, Abschied nehmen kann. Ich werde an demselben Tage des folgenden Monats

wieder hier sein, dies verspreche ich auf meine Ritter-Ehre.«

»Eure Ritter-Ehre würde uns eine schlechte Bürgschaft sein,« erwiederte Floris von Kyfhoek, »und Ihr würdet, wie mich bedünkt, bald auf den Gedanken kommen, die Ehre dem Leben aufzuopfern.«

»Noch nie habe ich dies Wort gebrochen!« sagte Beyling mit Würde, »und würde stets den Tod einem ehrlosen Leben vorziehen. Doch ich will nicht länger das Wort an Euch richten. An Euch Ritter und Edle! wende ich mich. Ihr betrachtet mich als Euren Feind; doch ich bin es nicht. Ich lebte in Ruhe und Frieden auf meinem Landgute, und hatte mir vorgenommen, mich auf immer diesem unglücklichen Kriege zu entziehen. Doch leider! dies Glück war mir nicht vergönnt. Zuerst zwang mich Floris von Kyfhoek das Schwert zu umgürten, weil er das Schloß meines Wohlthäters belagerte, und späterhin, weil er mir meine Braut entführt hatte. Auch diesmal war es keineswegs mein freier Wille, daß ich die Vertheidigung dieser Stadt übernahm. Das Testament meines Vaters, welches ich, sobald ich mein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, öffnen mußte, befahl mir, mich der Sache der Hoecken, die ihn ermordet hatten, anzunehmen. Ich bemühe mich keineswegs, mich bei Euch Ritter und Edlen zu entschuldigen; nein, der Befehl meines Vaters ist mir heilig; seine Feinde sind die Meinigen. Aber ich bin unglücklich. Ich verließ eine

junge, zärtlich geliebte Gattin, und einen hülfsbedürftigen Sprößling, der den Verlust, welcher ihm bevorsteht, noch nicht zu schätzen weiß. Viele von Euch sind vielleicht Gatten und Väter. Ich bitte Euch, bewilligt mir meine Bitte, damit ich Gattin und Kind noch einmal umarmen kann.

»Ihr versucht nur, der Anwesenden Mitleiden zu erregen, um Euch dadurch frei zu machen,« rief Floris von Kyfhoek, welcher sah, daß diese Worte Eindruck machten; »man führe ihn fort, diesem Gesuche wird Niemand beistimmen.«

»Und ich verlange, daß es ihm bewilligt werde,« erwiederte Brederode mit Nachdruck. »Beyling ist zum Tode verurtheilt, weil er unser Feind — ein Feind des Staates ist. Ihr habt das Urtheil bestätigt, und es komme über Euch. Ihr habt Euch Recht, und der Ritter von Kyfhoek hat sich Rache verschafft; aber jetzt dürft ihr die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen. Wie könnte ein Feind, der sich mit Ruhm überhäuft und so heldenmüthig gekämpft hat, die Erfüllung einer letzten heiligen Pflicht unterlassen? — Niemand würde es unterlassen, der nicht alle Gefühle der Tugend bei Seite gesetzt hätte. — Beyling wird sich zur bestimmten Zeit wieder einstellen; denn das Wort eines Mannes wie er ist, ist heilig; ich verbürge mich für ihn.«

»Ich kann es unmöglich begreifen, was Euch bewegen kann, Euch so für ihn zu verwenden,«

sagte Floris; »seine Gemahlin ist die Euch bestimmte Braut.«

»Ich stehe hier nicht als Richter eines Nebenbuhlers, sondern als der eines Feindes, den das Kriegsgeschick in unsere Gewalt brachte. Ich nähre keine Rache, denn sie entehrt einen Edelmann; daher konnte ich auch nicht in das Todesurtheil mit einstimmen; denn wenn er ein gefährlicher Feind ist, so wäre eine lebenslängliche Gefangenschaft hinreichend gewesen. Ihr Herren habt es aber anders beschlossen, und ich habe mich fügen müssen. Daß Ihr aber so unedel sein könnt, einen zum Tode Verurtheilten eine letzte Gnade zu weigern, Euch dadurch den Namen Barbaren zuziehn und Euch als solche zeigen wollt, das kann ich nicht glauben.«

Man schritt nun zur Berathschlagung, welche von beiden Seiten lange und ungestüm gehalten wurde, doch so sehr Floris auch dagegen eiferte, so wurde, beim Abstimmen, einstimmig dies Gesuch bewilligt.

Als Floris von Kyfhoek sah, daß an diesem Beschlusse nichts zu ändern war, verlangte er, daß Beyling in die Hand des Raths einen Eid ablegen sollte, nach Verlauf eines Monats sich hier wieder zu stellen. »Wir könnten diese Mühe sparen,« setzte er hinzu, »denn er hat Euch Alle zu verblenden gewußt, und wird das Wiederkommen schon zu vergessen wissen. Es ist wahrlich lächerlich! — Wer hat je gehört, daß man einen zum Tode Verurtheilten eine solche Gnade bewilligt hat,

aber ich will ihn nicht allein ehrlos, sondern auch meineidig machen, und verlange, daß er Etwas beschwöre, was er nie zu halten willens ist.«

Dieser Vorschlag wurde gebilligt, und man nahm Beyling den Eid ab, in einem Monate zurückzukehren, und sich zur Verfügung des Raths zu stellen. Er leistete ihn. »Ihr könnt Euch keinen Begriff machen, welche Macht ein Eid auf einen rechtschaffenen Mann hat,« sagte Beyling, nachdem er ihn abgelegt hatte. »Nur die Edelleute, welche in meine Bitte einstimmten, sind davon überzeugt; denn sie wünschen eben so wenig meine Freiheit, als Ihr, Ritter von Kyfhoek. Ich will Euch jedoch beweisen, was er mir werth ist.«

Albrecht Beyling wurde jetzt in Freiheit gesetzt und reiste nach Zeeland ab, um seine Geliebten noch einmal zu umarmen, und sich dann auf ewig von ihnen zu trennen. Ach! wie bange wurde es ihm um das Herz! Wie viele Thränen entquollen seinem männlichen Auge, wenn er bedachte, welche Nachricht er seiner zärtlich geliebten Gattin hinterbringe, und wie sie zernichtet sein würde! — Wie würde er sich sonst, nach einer ersten langen Abwesenheit, des Wiedersehens erfreut haben! Doch jetzt schrumpfte sein Herz ein, als er sich dem Orte seiner Bestimmung näherte. Zitternd betrat er den Boden, wo er sich noch vor wenigen Monaten so glücklich wähnte. Zitternd schloß er die theure Gattin in seine Arme, welche in ihrem Entzücken nicht bemerkte, welche düstere Wolken ihn umschweb-

ten. Zitternd drückte er seinen Liebling an das Herz, welcher mit seinen kleinen Händchen das bleiche Antlitz streichelte, und den Namen Vater stammelte. — Zitternd sagen wir; denn er hatte fest beschlossen, den Eid unter keinem Vorwande zu brechen.

Neun und dreißigstes Capitel.

Die Berichte, welche Floris von Kyfhoek über die geheime Vermählung Jacobas von Baiern und Frank von Borselen erhalten hatte, waren ganz der Wahrheit gemäß. Der Statthalter welcher, um sich für Beyling zu verwenden, in Gouda angekommen war, und unter dem Vorwande, Staatssachen zu verhandeln, sich geraume Zeit daselbst aufgehalten hatte, wußte sein Gesuch so dringend vorzutragen, daß Jacoba endlich darauf einging. Beide hatten jetzt den Gipfel ihres Glücks erreicht, und obgleich ihre Verbindung noch stets geheim gehalten werden, und damit von Borselens längerer Aufenthalt kein Aufsehn erregte, eine schnelle Trauung bald folgen mußte, so waren sie dessen ungeachtet unaussprechlich glücklich in ihrem gegenseitigen Besitze.

Dies Glück veranlaßte auch Jacoba, sich mit

dem Herzoge zu vertragen, und von Borselen machte sie nach der Einnahme von Schoonhoven aufmerksam, daß der Herzog jetzt gern einwilligen würde, und daß sie günstige Bedingungen von ihm erlangen könnte; da sie aber mit ihren Edelleuten und ihrem Befehlshaber in Streit gerieth, war dies ein neues Hinderniß; denn sie fürchtete, daß diese sich widersetzen und sie den Krieg fortzusetzen zwingen würden; auch befand sie sich so zu sagen in ihrer Macht, weil die Meisten sie verlassen hatten und mit Floris gemeinschaftliche Sache machten.

Sie war auf Alle, besonders auf Floris sehr erzürnt; doch ihr Vortheil zwang sie, sich zu verstellen. Sie schrieb an Brederode einen weitläuftigen Brief, worin sie ihm die Gefahren vorstellte, welche ihr Zwist zur Folge haben würde, und schlug ihm und allen Edelleuten, von denen sie wußte, daß sie nur wegen ihrer Verhältnisse zu von Borselen, welche man ihr verdacht hatte, Kyfhoek anhingen, eine Versöhnung vor. Nachdem Beylings Verurtheilung Statt gefunden hatte, ließ Brederode sich dazu bewegen, und wußte auch viele seiner Freunde dahin zu bringen. Jacoba versöhnte sich mit ihnen, und erklärte die Anzeige, welche Floris von Kyfhoek von einem geheimen Ehebündniß zwischen ihr und von Borselen gemacht habe, für Verläumdung. Von dieser Versöhnung blieb Floris ausgeschlossen, den sie als einen Feind des Staats erklärte; doch dieser kümmerte sich wenig darum, weil er jetzt den größten Anhang hatte.

Das gegen Beyling ausgesprochene Urtheil kam auch bald zu Jacoba's Ohren. Was Frank von Borselen ihr früher von ihm erzählt hatte, flößte ihr die größte Theilnahme ein, welche durch die ruhmreiche Vertheidigung der Stadt Schoonhoven und des Kastells noch unendlich vermehrt war. Sein Schicksal schmerzte sie gewaltig, und davon höchst bewegt, unterrichtete sie sogleich ihren geheimen Gemahl davon.

Frank von Borselen befand sich im Haag, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte. Der Bericht über Beyling entsetzte ihn sehr. Er schrieb sogleich wieder an die Gräfin und bat sie inständigst, ihn zu beschützen und das Urtheil durch ihren Einfluß zu vernichten.

Da sie jetzt öffentlich mit ihrem Günstling gebrochen hatte, so hielt sie es für unnütz, Bertha noch länger gefangen zu halten, und ihre Freilassung würde schon erfolgt sein, wenn nicht manche andere Verhältnisse ihr diese edle Frau hätten vergessen lassen. Jetzt aber ließ sie diese sogleich zu sich kommen, kündigte ihr ihre Freiheit an, und machte sie mit des Ritters Albrecht Beyling's Schicksal bekannt.

Bertha erbleichte. »Großer Gott!« rief sie aufs tiefste betrübt aus: »Mein Albrecht zum Tode verurtheilt! Ach, gnädige Frau! hättet Ihr mir doch lieber mein Todesurtheil, als meine Freiheit angekündigt!«

»Aber ich sage Euch ja, daß er sich nicht mehr

in Floris Macht befindet;« erwiederte die Gräfin. »Man hat ihm eine monatliche Frist vergönnt. . . .«

»Und glaubt Ihr denn, er würde nicht zurückkehren?« fiel ihr Bertha schnell in die Rede. »Er hat einen Eid abgelegt! Könnt Ihr glauben, daß er im Stande wäre, ihn zu brechen?«

»Nein, ich glaube, daß er einem Manne wie ihm, stets heilig sein wird. Aber seine Verurtheilung ist ungesetzlich. Ich allein habe dies Urtheil zu bekräftigen; Niemand anders hat das Recht dazu. Floris von Kyfhoek ist ein Staatsverräther.«

»Glaubet nicht, gnädige Frau! daß Beyling deßhalb seinen Eid brechen wird,« sagte Bertha. »Er hat geschworen, nach Schoonhoven zurückzukehren und sich dem Befehlshaber Floris von Kyfhoek zu überliefern; seid überzeugt, daß Nichts ihn davon wird abhalten können.«

»Auch dann nicht, wenn ich das Urtheil vernichte, und ihm die Freiheit schenke?« erwiederte die Gräfin. »Ich habe das Recht dazu; denn ein jedes Todesurtheil ist ungültig, wenn es nicht von mir bestätigt ist.«

»Auch dann nicht, gnädige Frau! Ich kenne meinen Beyling. Selbst wenn er diesen Eid einem Banditen abgelegt hätte, so würde er ihm nachkommen.«

»Dies ist doch, wie mich dünkt, die Sache zu ängstlich genommen,« antwortete Jacoba. »Als Fürstin habe ich doch das Recht, einen zum Tode

Verurtheilten zu begnadigen, warum sollte er es denn nicht annehmen?«

»Er wird die Begnadigung gern annehmen, wenn Ihr sie ihm nach seiner Rückkehr in Schoonhoven schenkt; denn alsdann hat er seinen Eid erfüllt. Ich weiß, gnädige Frau, nach Allem was Ihr mir erzählt habt, daß es Euch schwer werden wird, ihn zu retten; aber Ihr allein könnt es thun. Ich bitte Euch knieend, wendet Alles an, was in Eurem Vermögen steht. Laßt dies schändliche Urtheil nicht vollzogen werden, denn die Folgen würden über Euch kommen.«

»Ich will thun, was ich vermag,« sagte Jacoba sie aufrichtend; »doch Ihr kennt meine gegenwärtige Lage, und die Zeit ist kurz. Geht und kehret nach Zeeland zurück; ich werde Euch auf's baldigste die Mittel dazu verschaffen und Euch einen sichern Begleiter geben. Bemühet Euch, Beyling dahin zu bewegen, daß er auf seinem Schlosse bleibe. Ich werde Euch ein Schreiben einhändigen, wodurch ich ihm Gnade und Freiheit schenke. Ich hoffe, daß dies hinreichend sein wird, ihn zu bestimmen, nicht nach Schoonhoven zurückzukehren; sollte dies jedoch nicht der Fall sein, dann werde ich auf andere Mittel bedacht sein, ihn zu retten.«

Bertha versprach es, und jetzt setzte die Gräfin sie in den Stand, so schnell als die damaligen Zeiten es erlaubten, sich nach Zeeland zu begeben. Sie trat sogleich, nachdem sie der Gräfin ihren innigsten Dank für alles ihr erwiesene Gute abgelegt

hatte, in Begleitung eines Edelmannes, den Jacoba dazu auserwählt hatte, ihre Reise an.

Sobald Bertha abgereis't war, sann Jacoba sogleich auf Mittel, Albrecht Beyling, wenn es irgend möglich wäre, zu retten; denn nicht allein hatte der edle Held ihre höchste Theilnahme rege zu machen gewußt, sondern er war ihr auch noch durch ihren Gemahl auf's dringendste anempfohlen, der ihr noch in seinem letzten Briefe geschrieben hatte, daß er Alles, was sie für Beyling thäte, als an sich selbst gethan annehmen würde. Jedoch überzeugte sich Jacoba nur zu gut, wie viel Mühe ihr das in den gegenwärtigen Verhältnissen machen würde; denn Floris von Kyfhoek hatte sie zu sehr erbittert, und sie haßte ihn zu sehr, um sich selbst zu ihm zu verfügen. Lange Zeit überlegte sie bei sich selbst, was zu thun wäre, und eine bestimmte Wahl schien ihr sehr mühsam zu sein. »Ja,« sagte sie endlich nach langer Überlegung, »dies ist das einzige Mittel, was mir noch übrig bleibt. Durch diesen Weg allein kann ich mein Ziel erreichen. Ich werde doch wohl einst, früh oder spät, über den unwürdigen Mann, welchen ich mit Gunstbezeugungen überhäuft und selbst beschützt habe, als Andere seinen Untergang beabsichtigten, triumphiren; aber dann ist es zu spät und Beyling ist auch schon als Opfer seiner Rache gefallen. Es muß daher schnell gehandelt werden.«

Sie ließ einen ihrer Leute zu sich kommen, schrieb einige Zeilen, und befahl ihm, sich sogleich

aufs Pferd zu setzen, und den Brief, welchen sie ihm einhändigte, heimlich dem Herrn von Brederode einzuhändigen. Wenn ihn Jemand wegen seines dortigen Erscheinens befragen sollte, so müsse er den Brief aufs sorgfältigste verbergen; oder wenn er unverhofft den Soldaten, welche im Lande herumzogen und es ausplünderten, in die Hände fallen sollte, dann müßte er den Brief vernichten.

Dieses Schreiben enthielt die Bitte an den Herrn von Brederode, sobald die Gelegenheit es zuließ, zu ihr zu kommen, ohne jedoch Jemanden Etwas davon zu sagen, weil sie über wichtige Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. Dieser Bericht kam ohne Hinderniß in Brederodens Hände und er antwortete, daß er sich am folgenden Tage in Gouda einstellen würde.

Brederode war ein rechtschaffener Edelmann, aber leichtgläubig und daher auch veränderlich. Es war nicht schwer, ihn zu Etwas zu bewegen, wenn man sich ihm nur gehörig zu nahen wußte. Der gewandte Floris von Kyfhoek war in die verborgendsten Winkel seines Herzens eingedrungen, hatte seine schwachen Seiten kennen gelernt, und sich seine Freundschaft erworben. Alles war ihm vollkommen geglückt, bis er sich die schändliche Handlung, Beylings Verurtheilung zu Schulden kommen ließ. Diese That konnte Brederode nicht mit seinem Gewissen vereinbaren und widersetzte sich. Von Kyfhoeks Betragen empörte ihn sehr, und es entstand daraus eine ungewöhnliche

Kälte. Er gehörte auch zu den Edelleuten, welche Jacobens Antrag zu einer Versöhnung gern annehmen wollten, ohne sich dadurch als Kyfhoeks Feind zu erklären. Sie blieben immer beim Heere und bemüheten sich, einen Vergleich zwischen beiden zu bewerkstelligen, worauf sie noch stets bedacht waren; aber Jacoba war dazu nicht geneigt, denn sie hatte von Kyfhoeks Fall beschlossen.

Als er den Brief empfing, glaubte er, daß sie anderer Meinung wäre, und hierüber mit ihm reden wollte. Durch Einigkeit konnte die gute Sache allein triumphiren, und um diese herzustellen, begab er sich am folgenden Tage früh Morgens nach Gouda, wo er sich alsbald bei der Gräfin anmelden ließ.

Die Gräfin gab ihm sogleich Audienz, bezeugte ihn ihr Leidwesen über Albrecht Beylings Loos, und fragte ihn, ob er unter seine Richter gehörte.

»Ja, gnädige Frau!« sagte Brederode; »aber ich gehöre nicht zu denen, die ihn zum Tode verurtheilt haben, weil dies Urtheil nur alleinige Folge von Rachsucht ist. Es ist wahr, Beyling ist ein gefährlicher, aber tapferer Feind, den man hochachten und beklagen muß, und der ein besseres Schicksal verdient hätte.«

»Und könnt Ihr es zugeben, daß man dies schändliche und ungerechte Urtheil an ihm vollstrecke?« fragte Jacoba.

»Ich habe Alles gethan, was in meinem Ver-

mögen stand,« antwortete Brederode; »doch Floris von Kyfhoek hat die Mehrzahl auf seiner Seite. Ich mußte es also zugeben, und nur mit Mühe glückte es mir, ihm einen Aufschub von einem Monate zu bewirken, um seine Gattin zu besuchen.«

»Brederode!« sagte Jacoba, »Ihr seid ein rechtschaffener Edelmann; Ihr waret mir stets treulich zugethan, und nur auf einen Augenblick kann es dem Bösewichte Floris von Kyfhoek, den ich nur stets mit Widerwillen Freund nennen mußte, glücken, Euch von mir abzuwenden. Meine Ehre ist die Eurige; Ihr seid ein Feind des Unrechts; sagt mir, solltet Ihr es zugeben können, daß sich eine solche niederträchtige Handlung in meinem Gebiete zutrüge, und man an den Ritter Albrecht Beyling das Todesurtheil vollstrecke?«

»Was vermag ich allein gegen so Viele, gnädige Frau!« sagte er.

»Viel, sehr viel, Herr Ritter!« antwortete Jacoba. »Ihr habt Einfluß und seid beliebt. Wenn Ihr Euch kräftig dem Todesurtheile widersetzt, dann werden Eure Freunde Euch unterstützen, und über den ehrlosen von Kyfhoek triumphiren.«

Brederode blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken versunken.

»Hört, Herr Ritter!« setzte sie hinzu, »Ihr seid ein braver Mann, überlegt nicht, wo es sich drum handelt, eine gute That zu vollführen. Es wird Euch gewiß glücken ihn zu retten, wenn Ihr

nur das Werk unternehmet. Setzt Partheienwuth und Liebe bei Seite, seid großmüthig und rettet ihn; Jacoba bittet Euch inständigst.«

»Wer könnte Euch widerstehen?« erwiederte Brederode einigermaßen bewegt, »Ohne die gegenwärtigen Zerwürfnisse, würde Niemand als Ihr über seinen Tod zu verfügen haben. Ich will ihn daher auf Eure besondere Verwendung, zu retten mich bemühen.«

»Ihr werdet die Belohnung dieser guten That in Eurem Herzen finden,« antwortete Jacoba. »Ihr erweist mir außerdem dadurch einen großen Dienst, und könnt Euch meiner Dankbarkeit versichert halten.«

»Wie könnt Ihr so großes Interesse für einen Mann hegen, der aus eigenem Antriebe auftrat, Euch zu bekriegen?« fragte Brederode.

»Und der dennoch mein Feind nicht ist,« antwortete Jacoba. »Die Nothwendigkeit, seine Pflicht zwang ihn dazu, ich weiß es. Er wurde mit dem Vaterfluche bedroht, und mußte daher gehorchen. Urtheilet jetzt selbst, wie unglücklich er ist! Und nun, Brederode! richtet meinetwegen keine Fragen an mich. Auch ich bin unglücklich. Ihr sollt davon einen überzeugenden Beweis haben.«

Brederode drang auf keine nähere Erklärung, und begnügte sich, diese Worte nach seiner Weise zu deuten. Er versprach der Gräfin nochmals Alles anzuwenden, was in seinem Vermögen stände Beyling zu retten, und auch die Edelleute, welche

es mit Floris von Kyfhoek hielten, wieder zum Gehorsam zu ihr zurückzuführen, wodurch Ihr dann das Recht verliehen würde, über den Gefangenen zu verfügen. Die Uneinigkeit, welche bestand, da man sie mit dem Gesandten des Herzogs von Burgund, im Einverständniß glaubte, wurde ganz vergessen. Sie läugnete es keineswegs, ihm zugethan zu sein, schwur aber, daß sie dessen unerachtet stets unermüdet für das Beste des Staats sorgen würde, wodurch Brederode zufrieden gestellt wurde; und viel eher geneigt war, sie zu beklagen, als ihr Betragen zu tadeln.

Brederode blieb noch zwei Tage an Jacobens Hofe, während welcher Zeit beider gutes Einverständniß vollkommen hergestellt wurde. Darauf begab er sich wieder nach Schoonhoven, um für die Wiederherstellung der Gräfin Ansehn einzuwirken, und Beyling von einem schändlichen Tode zu befreien.

Bertha setzte unterdessen ihre Reise mit der größt möglichsten Eile fort; doch verschiedene Hindernisse ließen sie zwei Tage später an den Ort ihrer Bestimmung ankommen. Wie klopfte ihr Herz vor Freude, als sie das schöne Schloß, wo sie ihre Kinder umarmen sollte, gewahrte; doch wie viel Schmerz fühlte sie, als sie an die kurze Dauer dieses Glücks dachte. Sie wußte bis jetzt noch nicht, welche Gründe Beyling bestimmt hatten, aufs Neue dem Herzoge von Burgund zu dienen, und sie war sehr betroffen, daß er ihren Befehl übertreten hatte.

Jedoch kannte sie Beylings Abneigung vor dem Bürgerkriege, und wußte auch sehr gut, daß Margaretha ihn dazu nicht würde angefeuert haben; daher setzte sie fest voraus, daß wichtige Gründe dafür bestehen mußten, und sie brannte vor Verlangen, in dieser Hinsicht einige Aufklärung zu erhalten.

Es währte nicht lange, und ihr wurde die Gelegenheit ihr Verlangen zu befriedigen; denn am Tage nach ihrer Ankunft zu Browershafen, kam sie an dem Orte, wo sie so viele glückliche Jahre verlebt hatte — an dem Orte ihrer Bestimmung an.

Vierzigstes Capitel.

Die Natur fing allmählig an, sich ihres Schmuckes, zu entledigen. Der Südwind spielte noch zum Abschiede mit den schon welken und verfärbten Blättern, und trieb die bittern Wellen in tändelnden Wogen dem Strande zu. Die Sonne stieg heiter an dem unbewölkten Himmel am östlichen Horizonte hervor, und die mildere Jahreszeit schien diesen entzückend schönen Herbsttag zum Abschiedsfeste bestimmt zu haben, dem Fürsten des Winters den Scepter zu übergeben, und die lachenden Triften, welche durch ihren Hauch wieder erwachten

und Blüthen hervorbrachten, eine Zeitlang zu verlassen um nach einer erwünschten Ruhe, mit erneutem Glanze wieder zu erscheinen. Alles jauchzte fröhlich. Die Landjugend sang und spielte um das Schloß herum, die Feldbewohner giengen singend an die Arbeit, und der Chor der Vögel sang ein bezauberndes Abschiedslied. Ein Mann allein zitterte, als die ersten Strahlen der Morgenröthe lachend durch die Scheiben seines Schlafgemachs eindrangen. Er hatte fast die ganze Nacht wachend durchbracht, und trübe Gedanken erfüllten seinen Geist. Endlich wurde ihm beim Herannahen des Tages ein leichter Schlummer vergönnt; doch kaum hatte sich das wohlthätige Licht in seiner Kammer verbreitet, als er erschreckt aufwachte. Jetzt nagte es ihm wieder am Herzen, und der Schlaf war verschwunden. Es war der Mann, welchen man vielleicht für den Glücklichsten von Allen hielt, der Bewohner des schönen Schlosses, der edle Albrecht Beyling.

Mit folternder Ungeduld hatte er sich auf seinem Bette hin und her bewegend, den Tag erwartet; als Aurora endlich in ihrem Purpurgewande erschien, entfloh er seiner Lagerstätte, legte seine Kleider an, und mit einem Herzen schwerer als Blei, eilte er in den Park, um wo möglich, unter dem schönen freien Himmel seine Sorgen zu entfernen.

»Nein, edler Beyling! wo Du Dich auch hinwendest, nirgend findest Du Ruhe; überall

grinst die Zukunft Dir schauerlich entgegen, und verkündet Dir den fürchterlichsten Tag von Allen; Alles um Dich her jauchzt — nur in Deiner Brust herrscht die schwarze Nacht.«

Entsetzlicher Augenblick! — Schon waren drei Wochen verstrichen; spätestens am folgenden Tage mußte er wieder abreisen, und einem gewissen Tode entgegengehen; aber dies war nicht die Ursache seiner Pein; es schmerzte ihn wohl, von Allem was ihm theuer war, scheiden zu müssen, aber er hatte seine Augen einem besseren Vaterlande zugewendet, wo der Rechtschaffene seinen Lohn findet. Etwas, was ihm unendlich viel näher ging, stand ihm an diesem Tage bevor. Er mußte heute seiner theuren Margaretha das fürchterliche Geheimniß offenbaren!

Jeder Tag, vom Tage seiner Ankunft an, war dazu bestimmt gewesen; aber wenn die geliebte Gattin ihm dies Glück, welches seine Zurückkunft ihr verschafft hatte, schilderte, und ihn anflehete, sie nie wieder zu verlassen, ihm eine glückliche Zukunft ausmalte, und die Zeit berechnete, wo er wieder einen neuen Sprößling in seine liebevollen Vaterarme schließen würde — dann entsank ihm aller Muth; dann wurde er finster und sprachlos, obgleich seine Gattin in ihm drang, ihr die Ursache seines Benehmens mitzutheilen. Er bebte, wenn er bedachte, wie er sie durch diese Nachricht vernichten würde, und er vielleicht einen Mord an seiner Gemahlin und der Frucht, welche sie unter ihrem Herzen trug, begienge, wenn er ihr offenbarte, daß er fest be-

schlossen habe, unter keinem Vorwande seinen Eid zu verletzen.

Einmal hatte er sich vorgenommen, heimlich abzureisen und sie durch einen Brief von Allem zu unterrichten; dann wieder wollte er ihr das gegen ihn ausgesprochene Todesurtheil ganz verschweigen; — aber bald verwarf er auch dies wieder; denn es konnte doch nicht lange unbekannt bleiben, und sie hätte dann des Trostes entbehrt, welchen er ihr noch bei Überbringung dieser Nachricht reichen konnte. Eine Beute aller dieser Bedenken und der Verzweiflung, welche ihm seine Unentschlossenheit verursachte, verstrich ein Tag nach dem andern; endlich erschien der letzte, — der verhängnißvollste seines Lebens, wo es unwiederruflich geschehen mußte!

Der heftigsten Gemüthsbewegung und der peinigendsten Unruhe Preis gegeben, lief er mit schnellen Schritten im Parke auf und ab. Der kalte Schweiß rann von seinem bleichen Antlitze herab. Weder das sanfte Zwitschern der Vögel, noch das liebliche Rauschen des Windes in den Gipfeln der hohen Bäume, noch die freundlichen Auen, in deren Anschauung er sich stets so unaussprechlich glücklich fühlte, konnte seine Gedanken ableiten. Er sah nur Margaretha und ihre Verzweiflung. Jetzt faßte er plötzlich einen festen Beschluß, wie er ihr diese fürchterliche Mittheilung eröffnen wollte, aber er verwarf ihn auch wieder, weil er ihm zu überraschend erschien; so in Verzweiflung umher irrend, war er endlich in der Nähe des Ortes angekommen,

wo er mit Margarethen so manchen glücklichen Augenblick zugebracht hatte; er stieg auf den Hügel, wo die Laube war. Wie viele Erinnerungen der Vergangenheit schwebten hier wieder seinem Geiste vor! wie dunkel erschien ihm die Zukunft, wenn er einen Blick in sie zu werfen wagte! In Verzweiflung warf er sich auf der Rasenbank nieder, und ließ, in tiefe Gedanken versunken, sein Haupt auf der Brust ruhen.

Kaum hatte er hier einige Augenblicke verweilt, als ihn Margaretha in diesem Zustande überraschte. Das Schicksal nicht kennend, was noch heute sie treffen sollte, trat sie ihm, mit der Röthe der Unschuld auf ihrem Antlitze und einem fröhlichen Lächeln entgegen. »Ha!« rief sie scherzend aus, als sie ihn sah, »ich dachte wohl, daß ich Dich hier finden würde! Wie verdrießt es mich, mein theurer Freund, daß Du mich nicht geweckt hast! Ich habe bei diesem schönen Wetter zu lange geschlafen, und das thut mir leid.«

»Ach, Margaretha!« seufzte Beyling, »der Tag wird Dir noch lange genug dauern.« Indem Beyling redete, fiel sie ihm um den Hals, und wollte ihn einen Morgenkuß auf die Lippen drücken. »Mein Gott!« rief sie aus, sowohl durch sein Gesicht, als auch durch seine letzten Worte erschreckt, — »was fehlt Dir? Du bist Todesbleich, und der kalte Schweiß tröpfelt von Deinem Angesicht.«

»Ach, Margaretha!« seufzte er, »dieser Tag wird für uns beide fürchterlich sein.«

»O nein, Du willst Dich über mich lustig machen,« sagte sie ungläubig. »Ich kann mir nicht denken, daß so etwas Fürchterliches für uns eingetreten sein könnte. Deine Schwermuth ist gewiß die Folge eines beängstigenden Traumes; aber wir haben ja schon die Erfahrung gemacht, daß man nicht darauf bauen kann. Gewiß ist dies jetzt wieder der Fall; aber ich muß Dir aufrichtig sagen, daß ich wenig daran glaube; denn da der Himmel nun, da er Dich mir wieder geschenkt, alle Sorgen und jeden Kummer verscheucht hat, so kann ich nicht glauben, daß er Wohlgefallen daran findet, ihn von Neuem über mich zu verfügen. Nein, mein Freund! ich will es nicht glauben, daß mir etwas Fürchterliches über dem Haupte schwebt. Ich will viel lieber diese schwarzen Wolken durch Frohsinn verscheuchen, und ein herzlicher Kuß Deiner Dich so innig liebenden Gattin soll die Falten Deiner Stirn wieder glätten.«

Während sie ihn mit Zärtlichkeit an ihr Herz drückte, gewahrten sie einen Wagen, der auf das Schloß zufuhr, welcher, wie wir früher schon bemerkten, unter dem Hügel, worauf die Laube angebracht war, hinrollte. Der Weg führte dicht an der Anhöhe vorüber, so daß man sogleich die Personen erkennen konnte, welche sich in dem Fuhrwerke befanden. Eine davon, ein junger Edelmann, war Margarethen unbekannt, allein in der Andern erkannte sie sogleich eine gute alte Bekannte.

»Bertha! Bertha!« rief Margaretha

freudig aus, und machte auch Beyling auf sie aufmerksam.

Bertha, welche sie schon früher bemerkt hatte, ließ den Wagen anhalten, und indem sie den Edelmann, ihren Begleiter, bat, auf das Schloß zu fahren, begab sie sich in die Laube, wo Albrecht und Margaretha, welche ihr schon entgegen kamen, ihre Hände ergriffen und sie liebevoll unter einem herzlichen Bewillkommnungsgruße an ihre Lippen drückten.

»Halt einen Augenblick!« sagte Bertha zu Beyling, »noch kann ich Dich nicht umarmen; Du hast Dich undankbar gegen mich bewiesen — Du hast meinen Befehl übertreten.«

»Ach, Mutter Bertha!« sagte Beyling, »es wird mir nicht schwer, mich deßhalb zu rechtfertigen. Kennt Ihr den Inhalt des verhängnißvollen Briefes, den Ihr mir durch Margaretha's Befreier zukommen ließet?«

Bertha verneinte es, worauf Beyling ihr den Inhalt mittheilte. »Du hast brav, recht brav gehandelt! Ach, warum mußte er Dir so verderblich sein!«

»Ihr wißt also . . .«

»Ich weiß Alles . . . und Margaretha?«

»Nichts — —«

»Nichts? — Und was willst Du thun?«

»Ich habe einen Eid abgelegt, daß ich zurückkehren will,« sagte Beyling; »könntet Ihr glauben, daß ich so ehrlos handeln würde, ihn zu brechen?«

»Du hast einen Eid abgelegt?« erwiederte Bertha höchst erstaunt. »Du willst zurückkehren? — Morgen, vielleicht schon heute mußt Du abreisen? Ein Todesurtheil erwartet Dich — und Du hast Margarethen Dein Geschick nicht mitgetheilt?«

»Ach! Bis heute gebrach es mir an Muth, ihr dies entsetzliche Geheimniß mitzutheilen. Ich hatte diesen Morgen, diese Stunde dazu bestimmt, und Eure unerwartete Ankunft hat es nur verhindert.«

»Um Gottes Willen! sagt mir, was bedeutet dies Alles?« rief Margaretha in der heftigsten Bewegung aus. — »Ich begreife nichts von Allem, was Ihr sagt; eine furchtbare Ahnung bemächtigt sich meiner Seele; laßt mich nicht länger in der fürchterlichsten Unruhe. Ich flehe Euch an, sagt mir, was bedeuten Eure Worte?«

»Unglückliche!« erwiederte Bertha, »Dir ist das Schicksal noch nicht bekannt, welches Dir bevorsteht. Theile ihr Alles mit, mein Sohn, wir wollen dann Alles anwenden, um sie zu trösten.«

»Ja, die Zeit ist kurz, und es muß geschehen,« seufzte Beyling. — — — »Ach, meine gute Mutter Bertha! der wir so viel Dank schuldig sind, warum muß diese glückliche Stunde, wo uns die Freude wird, Euch wieder zu sehen, durch so vielen Schmerz vergällt werden! Doch der Himmel hat es so verhängt — wir müssen uns unterwerfen.«

Beyling setzte sich jetzt an Margarethens Seite und erzählte ihr treu, was vorgefallen war. — Sprachlos sank sie an seine Brust; er wollte ihr

Muth zusprechen; doch Bertha machte ihn darauf aufmerksam, daß sie ohnmächtig wäre.

Man war eine geraume Zeit beschäftigt, sie in das Leben zurückzuführen. — Endlich kam sie wieder zu sich. — »Tröste Dich, meine Liebe!« sagte Beyling, indem er sie zärtlich an sein Herz schloß. »Der, welcher dort oben lebt, wird, was auch geschehe, für Dich und die Deinigen sorgen.«

Margaretha sah einige Zeit starr vor sich nieder, und schien in tiefe Gedanken versunken zu sein. — Endlich richtete sie langsam ihr Haupt auf, und sah den innig geliebten Gemahl mit einem Lächeln der reinsten Unschuld an. »Thörin, die ich war!« sagte sie ganz beruhigt, »warum soll ich mich denn über diese Nachricht so sehr betrüben? Du bist ja bei mir. — Bertha ist ja bei mir. Ich bin glücklicher als je! — Sie mögen Dich zum Tode verurtheilen, Du wirst mich nicht wieder verlassen.«

»Ach, Margaretha! meine Ehre, meine Pflicht fordert es; bedenke doch, ich habe einen Eid geschworen.«

»Du hast geschworen!« erwiederte Margaretha; »Warum? Was kümmert Dich ein Eid, den Du nicht halten kannst, ohne Deine Frau und Deine Kinder zu ermorden!«

»Wenn ich ihn nicht abgelegt hätte, so wäre jetzt das Urtheil schon an mir vollzogen; um diesen Preis, wurde mir zum Ordnen meiner Angelegenheiten ein Monat Aufschub bewilligt.«

»Und willst Du denn dem Eide nachkommen?«

»Wolltest Du mich meineidig machen?«

»Nein, wenn Du ihm einem ehrlichen Manne geschworen hättest, aber ein dem abscheulichsten Bösewichte geleisteter Eid, hat keine bindende Kraft.«

»Ein Eid ist vor Gottes Angesicht heilig — gleich viel, wem man ihn geleistet hat.«

»Nein, nein, Du darfst nicht gehen!« rief Margaretha in Verzweiflung aus; »mein und meiner Kinder Tod kann keineswegs Gott angenehm sein. Er wird es Dir verzeihen, daß Du so unüberlegt geschworen hast; oder wenn Du bei Deinem Entschlusse bleibst, dann mußt Du mir zuvor den Stahl ins Herz stoßen, und Gattin und Kind vor Jammer und Elend bewahren.«

Beyling machte sie auf die Pflichten, welche ihr auferlegt waren, aufmerksam, und beschwor sie, für ihre Kinder zu leben. Doch jedes Wort was er zu ihr sprach, vermehrte ihre Verzweiflung und ihre Thränen, und als alle ihre Bitten, ihn in seinem Entschlusse nicht wankend machen konnte, warf sie sich vor ihm auf die Knie und bat Bertha, ihre Bitten den ihrigen hinzuzufügen.

»Mein Sohn!« sagte Bertha tief gerührt, »Du kannst, Du darfst nicht von hier weggehen. Du bist Gatte und Vater — Deine Pflicht erheischt daher, daß Du den Eingaben Deines Herzens folgst.«

»Wie, Bertha! Ihr, die Ihr Eurer religiösen Grundsätze und Eurer Frömmigkeit wegen, von

einem Jeden so hoch gestellt wurdet, Ihr könntet mich zum Meineid anspornen?«

»Ja, Du bist Gatte und Vater; Du kannst nicht über Dich verfügen. Du mußt hier bleiben, ich befehle es Dir.«

»Ihr befehlt es mir? . . . . «

»Ja, ich befehle es Dir und ich verlange, daß Du mir gehorchst. Ich entlehne mein Recht nicht von dem Dienste, welchen ich Euch geleistet habe; denn so weit will ich die Dankbarkeit nicht ausdehnen. Ich habe andere Rechte auf Dich, Rechte, welche Dich ohne alle Bedingung zum Gehorsam verpflichten; mit einem Worte, es sind die Rechte, welche eine Mutter auf ihr Kind hat. — Denn unter meinem Herzen habe ich Dich getragen — meine Brust hat Dich ernährt; ich bin Deine Mutter.«

»Großer Gott! Ihr meine Mutter?« rief Beyling erstaunt und gerührt aus; man versicherte mich jedoch, daß Ihr in dem Brande des Schlosses meines Vaters umgekommen wäret?«

»So glaubten Alle, selbst der Herr von Haamstede; aber es ist nicht so. Ich wurde gerettet und blieb am Leben; ich werde Dir dies Alles umständlich erzählen; allein jetzt haben wir wichtigere Dinge zu verhandeln. Hier ist unterdessen mein Beglaubigungsschreiben.« — Dies sagend, holte sie ein sorgfältig verborgenes Päckchen hervor, — »hier ist mein Adelsdiplom und der Trauschein.«

»Es bedarf für mich dieser Beweise nicht,«

rief Beyling aus, indem er sie zärtlich umarmte; »hier in meinem Herzen, meine theure Mutter! finde ich den redensten Beweis. Dies hätte ich schon früher wissen müssen; denn wer würde das für mich gethan haben, was Ihr thatet? Doch muß ich Euch gestehen, daß dies unerklärliche Geheimniß mir stets unter einem undurchdringlichen Schleier verborgen liegt, und ich brenne vor Verlangen, ihn von Euch weggeräumt zu sehn.«

»Das kann ich mir recht gut denken, mein Sohn! Besonders auffallend muß es Dir erscheinen, daß ich Dich nicht früher mit diesem Geheimnisse bekannt machte; aber wenn ich Dir die Gründe auseinandergesetzt haben werde, dann wird es Dir ganz natürlich erscheinen; doch wie gesagt, wir haben jetzt wichtigere Sachen zu verhandeln; zuvor aber mußt Du mir sagen, ob Du dem Befehle einer Mutter, die Du in diesem Augenblicke zuerst als solche kennen lernst, Gehorsam leisten willst, und ob Du mir versprichst, die Stimme der Ehre, der Deiner Gefühle nachzusetzen?«

»Großer Gott!« rief Beyling aus, indem heiße Thränen über seine Wangen rollten; »Müßt Ihr mich auf das Theuerste was der Mensch besitzt, aufmerksam machen, um mich dadurch der fürchterlichsten Probe auszusetzen? Ach, liebe Mutter! — theure Margaretha! wie bin ich unglücklich!«

Bei diesen Worten schloß er Beide zärtlich in die Arme. »Theure Mutter!« rief Margaretha, »denn auch ich darf Euch mit Recht diesen Namen

beilegen; Ihr seid mir ein Bote des Himmels — seht, er ist gerührt! – Er wird den mütterlichen Befehl nicht übertreten, er wird uns nicht verlassen!«

»Nun, mein Sohn!« sagte Bertha, »sprich denn ein Wort zu unsrer beider Beruhigung: sage nur »»ich will Euch nicht verlassen!«« und alle Freuden des Lebens sind uns dadurch wieder gegeben.«

Beyling senkte sein Haupt auf seine Brust. »Liebe Mutter!« sagte er nach einem augenblicklichen Schweigen, »Ihr schenktet mir das Leben, Euer Blut strömt durch meine Adern; Ihr waret stets rechtschaffen und fromm, und es ist daher nicht möglich, daß Ihr mich zum Meineide anspornen könnt. Eure Liebe zu mir, giebt Euch diese Worte ein; aber eine innere Stimme sagt Euch, daß ich meinem Eide nachkommen muß.«

»Ich würde völlig Deiner Meinung sein,« sagte Bertha, »wenn die Gräfin Jacoba von Baiern, welche Gebieterin in ihren Staaten ist, und das Todesurtheil bestätigen muß, Deinen Tod verlangte; aber Floris von Kyfhoek hat sich gesetzwidrig nur seinen Rang angemaßt, und Jacoba selbst schenkt Dir Gnade, und läßt Dich dringend ersuchen, nicht nach Schoonhoven zurückzukehren. — Dies diene Dir zum Beweise.«

Bei diesen Worten händigte sie ihm ein Schreiben ein, worin die Gräfin jedes Verfahren des Ritters von Kyfhoek gesetzwidrig erklärte, und dem Ritter Albrecht Beyling begnadigte.

»Dies Schreiben kann mir nichts helfen,« sagte Beyling, nachdem er es durchgelesen hatte. »Ich habe nicht Jacoba von Baiern den Eid, nach Schoonhoven zurückzukehren abgelegt; sondern ihrem Rathe, der mich zum Tode verurtheilt hat. Meine Feinde, die mich besiegt haben, haben mich gerichtet. Ich war in ihrer Macht, und wenn sie auch nicht das Recht hatten, so entbindet mich das nicht von meinem Eide; dieser ist mir heilig, und Nichts kann mich bewegen, ihn zu brechen.«

Umsonst bemüheten sich beide Frauen, — ihre Thränen und Gebete konnten ihn von seinem gefaßten Entschlusse nicht abwendig machen. Er hatte einen Eid abgelegt, und dieser Eid war ihm heilig.

Weder Margarethens Verzweiflung, noch Berthas Thränen und Bitten, waren vermögend, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Sie verwandten den ganzen Tag, sein Herz zu bestürmen; aber am Ende desselben, waren sie nicht weiter gekommen. — »Wohlan!« sagte Bertha zu Margaretha, welche außer sich war, »ich habe jetzt Alles versucht; aber er bleibt unwandelbar in seinem Vorsatze; je schwerer es uns wird, je mehr müssen wir ihn bewundern und hochschätzen. Tröste Dich, mein liebes Kind! Alles ist noch nicht verloren. Wir wollen Alles anwenden, ihn zu retten. Ich will Dir die Mittel dazu vorschlagen, und ich zweifele nicht, es wird uns glücken; er thue seine Pflicht; wir wollen die Unsrige thun! Ich habe Dich beredet mein Sohn, meineidig zu werden! Ich hoffe,

der Himmel wird es mir verzeihen, denn ich bin Mutter; wenn wir Dir anriethen, Dich ins Verderben zu stürzen, so müßten weder ich, noch Margaretha Dich lieben. Gehe, und thue Deine Pflicht. Ich hoffe noch auf den Beistand des Allerhöchsten; er wird uns beschützen.«

Dieser Tag war für Alle der fürchterlichste ihres Lebens. Margaretha dachte an die Trennungsstunde, und ihr Herz war dem Zerspringen nah. Mit nicht geringerm Entsetzen sah Beyling diese Stunde heranrücken, obgleich sein Herz von der schweren Last erleichtert war, die ihn bis jetzt so sehr niedergedrückt hatte. Bertha war nicht minder niedergeschlagen, obgleich sie noch zuversichtlich auf seine Rettung rechnete.

Albrecht Beyling hatte sich schon mit seinem zukünftigen Schicksale vertraut gemacht. Er ergab sich mit beispielloser Ruhe und Gelassenheit in den Willen des Allerhöchsten, und so bange es ihm auch um das Herz war, als die Trennungsstunde heranrückte, so war er ruhig und unterwarf sich seinem Schicksale. Margaretha's Zustand aber war fürchterlich; sie war das treueste Bild der Verzweiflung, und sie glich einer Wahnsinnigen. Bertha tröstete sie mit der Hoffnung, daß ihr Gemahl durch die Vermittlung der Gräfin gerettet werden würde, und schlug ihr vor, sie nach Jacobas Hofe zu begleiten. Ihre trostreichen Worte fanden jedoch geringen Eingang, und ihr Zustand wurde,

je mehr der verhängnißvolle Augenblick heranrückte, immer mißlicher.

Sie verbrachten die schrecklichste Nacht. — Auch Beylings Herz schlug ungestüm. Seine Brust rang nach Luft als der Tag anbrach. Er dachte nicht mehr an den ihm bevorstehenden Tod; er dachte nur an das Geschick seiner geliebten Margaretha. Er flehete sie an ruhig zu sein, und für ihre Kinder zu leben, und tröstete sie mit der Hoffnung eines Wiedersehens in einem bessern Vaterlande; doch alle seine Bemühungen waren umsonst! In Verzweiflung lief sie in ihrem Zimmer umher, bis Bertha eintrat und sie aufs Neue durch Trostgründe zu beruhigen bemüht war. Sie verwies sie auf die Tröstungen der Religion, und stellte ihr vor, daß sie dereinst Rechenschaft würde ablegen müssen, wenn sie ihren Sohn zu einer vater- und mutterlosen Waise mache, und die Frucht, welche sie unter ihrem Herzen trüge, des Lebenslichts beraube. Hierdurch beruhigte sich Margaretha einigermaßen, und verbarg schluchzend ihr Antlitz an der Brust ihrer Mutter.

Beyling hatte sich unterdessen entfernt und beschlossen, den Abschied kurz zu machen; denn er war auf dem Punkte, ein Meineidiger zu werden. Er legte in der größten Eile seinen Harnisch an, setzte den Helm auf, umgürtete sich mit seinem Schwerdte, und befahl seinem Schildknappen, das Pferd gesattelt auf dem Schloßhofe in Bereitschaft

zu halten. Als er mit Allem fertig war, begab er sich wieder zu Margaretha.

Die trostlose Frau saß neben Bertha und ruhte mit ihrem Haupte auf deren Schultern. Sie schien innerlich und äußerlich ruhiger zu sein; aber ihre Todesblässe, ihre roth geweinten Augen waren überzeugende Beweise, daß dies mehr die Folge einer vollkommnen Ermattung, als anderer Gründe war. Sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, als sie Beyling, ganz gewaffnet und zur Abreise fertig, hereintreten sah; lebhaft sprang sie auf, eilte auf ihn zu und drückte ihn an ihr Herz.

»Nein, nein!« rief sie in Verzweiflung aus, »Du darfst mich nicht verlassen; mein Tod kann Dir unmöglich wohlgefällig sein. Ich beschwöre Dich bei Allem, was heilig ist, verlasse mich nicht; Du würdest mich hier auf der Stelle tödten. Ich bitte Dich um Gottes Willen! sage mir nur: »»Ich bleibe bei Dir!«« — Sage mir: »»Es war nur ein schauerlicher Traum, der beim Erwachen verschwindet,«« und all mein Schmerz soll vergessen sein!«

»Ich kann nicht, ich darf nicht, Margaretha!« sagte Beyling. »Ich gehöre mir nicht mehr an; ich habe einen Eid abgelegt, und würde den Himmel erzürnen, wenn ich ihn bräche.«

»Ach! der Himmel wird es Dir, meines Schmerzes wegen, verzeihen,« antwortete Margaretha. »Er kann keine Freude an meiner Verzweiflung haben. Komm her, mein Arnold!« fuhr sie fort, indem sie ihren Sohn, welcher so eben erwachte,

und die Worte: »»Vater! Mutter!«« stammelte, aus der Wiege nahm und ihn an des Vaters Herz drückte, »komm, mein Liebling! vielleicht kannst Du mein Fürsprecher sein. Dein Vater will mich zu einer Wittwe und Dich zu einer Waise machen; bitte ihn, daß er bleibe!«

Der anderthalbjährige Knabe schloß seine Arme um seines Vaters Hals, und stammelte mit abgebrochenen Worten die Bitte seiner Mutter nach.

»O, mein Gott!« rief Beyling aus, »das ist zu viel! Lebe Margaretha! Lebe für Deine Kinder. Wenn ich bei Euch bliebe, so könnte ich nie glücklich sein, denn mein Gewissen würde mich beständig an meine Treulosigkeit mahnen. Vielleicht weiß der Himmel noch einen Ausweg; aber ich muß fort: Lebe wohl! — Gott segne Dich und meine Kinder!«

Die Unglückliche sank bewußtlos in seine Arme. Indem ein Strom von Thränen über seine Wangen auf ihr todtenbleiches Antlitz niederfiel, legte er sie in Bertha's Arme. »Es ist zu viel,« rief er aus; »lebet wohl, liebe Mutter, sorget für sie, sorget für Eure und meine Kinder!«

Jetzt nahm er einen zärtlichen Abschied von seiner Mutter, welche ihm das Versprechen gab, für Alles zu sorgen, und ihm Trost einsprach. Darauf verweilte er nur noch wenige Augenblicke; aber diese Augenblicke waren fürchterlich. Noch einmal umarmte er seine ohnmächtige Gattin, dann drückte er wieder seinen Liebling an sein Herz. Jetzt wollte er sich

entfernen, doch zwei Mal kehrte er zurück, um seine Theuren noch ein Mal und zum letzten Male zu umarmen. Darauf eilte er davon, um sie nie wieder zu sehen.

Es dauerte ungefähr eine Stunde, ehe Margaretha ihr Bewußtsein wieder erlangte. Endlich richtete sie ihr Haupt empor und sah Bertha an, doch es sank wieder zurück. Ihr Zustand erschien ihrer Schwiegermutter bedenklich, und sie schickte sogleich zu einem Arzte. Als dieser kam, erklärte er, daß sie ein heftiges Fieber habe, und befahl, sie zu Bette zu bringen.

Dies geschah sogleich; die Pflichten, welche Bertha an diesem Tage zu erfüllen hatte, waren wirklich sehr schwer, und deren Erfüllung nur einer Frau, wie sie war, möglich. Die Folgen ihrer unermüdeten Bemühungen waren auch, Dank sei es ihrer Weisheit, über alle Erwartung, und als am Abend das Fieber nachließ, war Margaretha, wenn auch tief betrübt, doch ziemlich ruhig, und ergab sich mehr in das Schicksal, welches ihr von Höchster Hand zuertheilt worden war.

Am folgenden Tage wurde Margaretha wieder von einem heftigen Fieber ergriffen, und die nicht minder traurige Bertha, welche die Absicht hatte, sich wieder an Jacoba's Hof zu begeben, und die Gräfin auf's Neue zu Behling's Rettung anzufeuern, sah sich jetzt gezwungen, für Margarethen's Pflege hier zu bleiben. Sie schrieb der Gräfin einen langen Brief, worin sie ihr alle die

Statt gefundenen Auftritte schilderte, ihr noch einmal Beyling auf's dringendste anempfahl, und sie inständigst bat, Nichts zu seiner Rettung unversucht zu lassen. — »Nehmet diesen Brief,« sagte sie zu dem Edelmanne, der sie hierher begleitet hatte, »und wendet die größte Eile an, ihn Eurer Gebieterin, Jacoba von Baiern, einzuhändigen. Ihr seid theilweise Zeuge des hier Vorgefallenen gewesen, und waret sehr davon ergriffen. Ich habe zwar Alles niedergeschrieben, aber Ihr könnt es noch bestätigen. Reiset schnell, und verhindert die Ausübung einer Missethat, wofür Eure Fürstin dereinst verantwortlich sein würde.«

Der Edelmann versprach Alles feierlichst, verließ eiligst das Schloß, und kehrte nach Gouda zurück.

Ehe wir dies Capitel schließen, wollen wir dem Leser einige Auskunft über Bertha geben, und ihm das Wichtigste der Erzählung mittheilen, welche sie im Laufe des Tages, wo sie sich Beyling als Mutter zu erkennen gab, ihrem Sohne erzählte.

»Man glaubte,« sagte sie, »ich wäre in dem Brande, welchen die Hoecken in unserm Schlosse anlegten, umgekommen; allein dies war nicht der Fall. Ich wurde von den wüthenden Plünderern weggeführt, und in dem Schlosse eines Edelmannes ihrer Parthei gefangen gehalten. Doch genoß ich daselbst viele Freiheit, und es glückte mir, einen dienstbaren Spion zu bestechen, um sich nach dem Schicksale meines Gemahles und meines Kindes zu

erkundigen. Man hinterbrachte mir die Nachricht, daß mein Gemahl umgekommen sei, aber man hatte nicht erfahren können, was aus meinem Sohne geworden; wahrscheinlich hatte er dasselbe Loos gehabt. Das Schloß war ganz zerstört, und die Pächter der wenigen Ländereien, welche dazu gehörten, waren vertrieben oder getödtet. Fürchterlich erschütterte mich dieser Bericht, und wenn ich mich auch über meinen damaligen Zustand nicht zu beklagen hatte, so machte mir doch der Schmerz über meinen Verlust den Aufenthalt unter dem Dache eines Mörders und Brandstifters unerträglich. Zuletzt wurde ich nicht mehr als eine Gefangene behandelt, und fand also leicht Gelegenheit zur Flucht. Ich benutzte sie bald, und begab mich an des Herzog Albrecht's Hof, den ich um Hülfe und Beistand anflehte.

Dort wurde ich freundlich aufgenommen, und erhielt daselbst eine Anstellung. Ich lernte da nach einiger Zeit einen holländischen Edelmann kennen, welcher in dem Dienste des damaligen Herzogs von Burgund stand. Er trug mir seine Hand an, und nachdem ich die Beweise von meines Gemahls Tode hatte, reichte ich sie ihm. Das Geschick führte uns nach Frankreich und späterhin nach England, wo er starb, ohne mir Kinder zu hinterlassen.

Es verstrichen noch mehre Jahre. Ich beschloß, mich nach dem Tode meines zweiten Gemahls nach Holland zu begeben; dort war Alles sehr verändert. In Zeeland waren die Hoecken unterworfen, und ich

beschloß mich nun, dahin zu begeben, um zu sehen, was aus meinen Gütern geworden wäre; denn ich sah mich durch den Tod meines Gemahls aller Mittel beraubt.

Von dem Schlosse fand ich keine Spur mehr; die Ländereien lagen seit Jahren wüst und unbebaut. Ich bemühete mich, den Platz auszukundschaften, wo mein Gemahl gestorben war. — Nach vieler Mühe gelang es mir endlich. Ich trat in das Haus, wo, wie man mir sagte, er geendet hätte; es wurde noch von denselben Leuten bewohnt. Ich erfuhr daselbst die frohe Nachricht, daß mein Sohn noch lebe, so wie auch seinen Aufenthaltsort, und unter wessem Schutze er sich befände.

Ich überlegte geraume Zeit, was ich thun sollte. Zuerst beschloß ich, mich nach dem Schlosse des Herrn von Haamstede zu begeben, um mich von der Wahrheit und ob Albrecht noch immer dort wäre, zu überzeugen. Ich gab mich dort für die Wittwe eines Obristen aus, deren Gemahl von den Hoecken umgebracht, und die bald aller Mittel zu ihrem Unterhalt beraubt sein würde; ich verschwieg absichtlich meinen Namen, weil ich mich erst von der Lage der Dinge überzeugen wollte. Als der Herr von Haamstede mich näher kennen lernte, schien er mit meiner Geschicklichkeit und meiner Erfahrung sehr zufrieden zu sein, und bot mir an, bei ihm zu bleiben, seine Tochter zu unterrichten und dem Hauswesen vorzustehen, welches ich dankbar annahm.

Bald erfuhr ich, daß Herr von Haamstede

meinen Sohn an Kindesstatt angenommen und daß zwischen ihm und meinem Gemahl ein sehr genaues Freundschaftsband bestanden habe. Dies schrieb sich von früheren Zeiten her; denn so oft ich auch von Herrn von Haamstede hatte reden hören, so hatte ich ihn doch nie auf unserm Schlosse, das wir erst seit kurzer Zeit bewohnten, gesehen. Ich beschloß, meine Beziehungen zu seinem Pflegesohne geheim zu halten, weil ich fürchtete, ihm in seinem Glücke hinderlich zu werden; denn wenn er erfahren hätte, welche Rechte ich an ihn habe, so würde er ihn mir bestimmt überlassen haben. Noch mehr beschloß ich, dies Geheimniß zu bewahren, als er mir späterhin seinen Plan entdeckte, ihn mit seiner Tochter zu vermählen, und mir erklärte, daß er ihn zu seinem alleinigen Erben einsetzen wollte.

Später, nach der Schlacht bei Brouwershafen, hätte ich das Geheimniß offenbaren können; aber ich fürchtete, daß ich dann in meinem Vorhaben, Margaretha zu retten, gehindert worden wäre. Nachdem dies geschehen war, legte sich ein neues Hinderniß in den Weg; denn — ich war davon überzeugt, würde meines Albrecht's Liebe zu seiner Mutter kein Mittel unversucht gelassen haben, mich zu retten, und dies wollte ich nicht; ich wollte nur meines Sohnes Glück, und kannte kein anderes Bestreben, als dies ihm zu erzielen.«

Dies war der hauptsächlichste Inhalt von Bertha's Erzählung, welches wir dem Leser so kurz wie möglich, und so viel es der Aufklärung wegen

nothwendig ist, mitgetheilt haben. Standhaftigkeit, war ein Hauptzug in Bertha's Character, und leuchtete aus allen ihren Handlungen hervor. Sie besaß eine außerordentliche Kühnheit, wovon sie bei Margaretha's Rettung den treffendsten Beweis ablegte; und diese war wohl ihrer Erfahrung und den vielen erlebten Widerwärtigkeiten zuzuschreiben, worin sie gelernt hatte, daß mit ernstem Willen Alles auszuführen sei. Daher stand sie nicht an, Etwas zu unternehmen, wofür eine andre Frau in ihren Jahren würde zurückgeschaudert sein. Sie hatte beschlossen, Albrecht und Margaretha zu vereinigen, weil sie wohl einsah, daß sonst kein Glück für sie vorhanden wäre. Als ihr dies geglückt war, da ergab sie sich ruhig in ihr Schicksal, und bereitete sich, einer Märtyrerin gleich, zum Tode vor; denn die fromme Frau hatte die feste Überzeugung, eine dem Himmel wohlgefällige That vollbracht zu haben, und daß ihre Leiden hienieden, ihre Schuld jenseits aussöhnen würden.

Ein und vierzigstes Capitel.

Zur größten Verwunderung der Krieger, welche auf Floris von Kyfhoeks Seite waren, und die sich eben so wenig als er selbst, einen Begriff von Tugend und Ehre machen konnten, kehrte Albrecht Beyling zur bestimmten Zeit nach Schoonhofen zurück, und stellte sich zur weitern Verfügung des Rathes, welcher das Todesurtheil über ihn ausgesprochen hatte.

Unerforschlich sind die Wege der Vorsehung! Die Tugend wird hier von dem Laster in den Staub niedergetreten! Die Bosheit lauert auf ihre Schlachtopfer, fällt sie an und vernichtet sie, obgleich es nur eines Winkes des Allmächtigen bedürfte, die Unschuld triumphiren zu lassen. Eine edle Seele betritt mit der Tugend eines Engels das Schaffot, und bietet das Haupt dem Beile des Henkers dar. Dies Alles erscheint dem kurzsichtigen Sterblichen fürchterlich. — Ja, aber unbegreiflich ist es nicht; denn die edle Seele ist zu rein für diese Welt; sie schwebt aufwärts, um daselbst mit den Engeln zu jauchzen.

Floris von Kyfhoek hatte selbst Beylings Rückkehr bezweifelt, und jauchzte mit einer teuflischen Freude, als jetzt die Tugend seines Schlachtopfers, seine Rachsucht begünstigte. Er ließ Bey-

ling sogleich nach seiner Ankunft in das Schloß zu Schoonhofen in das Gefängniß bringen, und ihn daselbst streng bewachen. Darauf setzte er den Rath von Beylings Rückkehr in Kenntniß und kündigte ihm an, daß am folgenden Tage das Urtheil vollzogen werden sollte.

Doch Brederode war am Tage zuvor zurückgekehrt. Er hatte alle seine Freunde zusammengebracht, lange Zeit mit ihnen geredet, und sie trennten sich nicht eher, bis er sie für sich gestimmt hatte. Alle versprachen ihm seinen Beistand, worauf sie sich in den Kriegsrath begaben, um Kyfhoeks Bericht anzuhören.

»Ritter und Edle!« begann dieser, »der zum Tode verurtheilte Verräther und Meuterer, ist in diese Mauern zurückgekehrt. So sehr man sich auch bemühe, mich der Willkühr zu beschuldigen, so möge mein Betragen das Gegentheil beweisen; denn ich hätte ohne weiteres, dem Urtheile des Kriegsraths zufolge, das Urtheil vollziehen lassen können. Ich will Euch jedoch hiervon in Kenntniß setzen, und Euch zugleich anzeigen, daß morgen das Urtheil vollstreckt werden soll.«

Eine Unterhaltung, welche Brederode am Tage zuvor mit Floris von Kyfhoek gehabt hatte, war die Veranlassung dieser Eröffnung. Auch hatte Brederode darauf angetragen, Beyling von der Todesstrafe frei zu sprechen; aber dies verwarf Kyfhoek sogleich, und wollte nichts weiter darüber hören. Brederode verwies ihm seine

gemeine Rachsucht, und schwur, daß er sein willkührliches Verfahren bereuen sollte.

Zufolge dieser Unterhaltung sah Floris von Kyfhoek wohl ein, daß er in Brederode einen gewaltigen Gegner finden würde; und um ihn zum Schweigen zu bringen, beschloß er, die Einwilligung des Raths zur Vollziehung des Urtheils einzuholen; und glaubte, daß alsdann Brederode sich nicht widersetzen würde; auch ahnete er nicht im Entferntesten, daß der größte Theil des Raths gegen die Vollstreckung des Urtheils wäre.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so nahm Brederode das Wort, und redete die Versammlung also an:

»Ritter und Edle! Ihr Alle wißt, daß ich vom Anfange an mich weigerte, diesem Urtheile, welches ich nicht rechtskräftig ansehe, beizustimmen. Wir Alle sind der Gräfin Jacoba von Baiern als ihre Unterthanen, Gehorsam schuldig, obgleich für den jetzigen Augenblick einige Mißverhältnisse zwischen uns Statt gefunden haben. Jacoba hat des Ritters Albrecht Beylings Achterklärung späterhin wieder aufgerufen, und konnte daher bei Eurem Urtheile nicht mehr in Betracht kommen; oder wollt Ihr Euch, so wie ihr früher thatet, auf ihren zuerst gefaßten Beschluß, aus Furcht dem Ritter von Kyfhoek zu mißfallen, weil sie ihn nicht öffentlich widerrufen hat, stützen? gut dann, ich stimme mit ein! Aber Ihr werdet mir beistimmen, daß Ihr durch dies Urtheil ihre Rechte aner-

kannt habt, und dann hat sie auch das Recht, ihm Gnade zu ertheilen, welches sie hiermit thut.«

»Wir erkennen das Recht nicht mehr an,« rief Floris von Kyfhoek leidenschaftlich aus; »sie hat durch ihr Betragen sich eines jeden Anspruchs auf unsern Gehorsam verlustig gemacht.«

»Wohlan!« erwiederte Brederode, »so muß ich Euch sagen, daß sie mir eine Erklärung gemacht hat, womit ich vollkommen zufrieden sein kann. Ihre geheime Verehelígung ist nur ein Vorwand, und wenn Ihr keinen andern Beweis habt, so ist das Zeugniß eines vielleicht erkauften Spions, von keinem Werth. Ich erkenne Jacoba als unsre rechtmäßige Gräfin, und verlange daher, daß die Todesstrafe, in eine lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt werde.«

Hierauf erfolgte zwischen beiden ein heftiger Wortwechsel, der immer mehr an Heftigkeit zunahm, bis sich endlich Brederode an die Mitglieder des Raths wandte, ihnen seine Meinung, Beylings Todesstrafe in eine lebenslängliche Gefängnißstrafe zu verwandeln, abgab, und sie ersuchte, das Erkenntniß dahin abzuändern.

Die meisten Rathsmitglieder, stimmten in Brederodes Vorschlag ein, und so sehr Floris von Kyfhoek sich auch darauf berief, daß das einmal gefällte Urtheil nicht widerrufen werden und man in Jacobas Verlangen nicht einwilligen könnte, so blieben sie bei ihrem letzten Beschlusse, und der Befehlshaber sah sich durch

die Nothwendigkeit gezwungen, mit einzuwilligen, obgleich er mit Gewißheit dachte, daß Brederode keineswegs sein Ziel erreichen würde.

Er täuschte sich aber, Brederode hielt eine lange Anrede, worin er Beylings Muth und Tapferkeit, und das hochherzige Betragen, am bestimmten Tage zurückgekehrt zu sein, mit lebhaften Farben schilderte. Die Edelleute, seine Freunde, waren schon darauf vorbereitet, und als man zum sammeln der Stimmen überging, beschloß die Mehrheit die Aufhebung der Todesstrafe.

Floris von Kyfhoek war fast außer sich vor Wuth; heftig griff er Brederode und den Rath an, und verwies ihnen ihre Unbeständigkeit. Aber hierdurch schadete er seiner Sache noch mehr, und machte sie Alle von sich abwendig; denn die Meisten erklärten, daß sie am folgenden Morgen sich nach Gouda begeben, um die versöhnende Hand, welche Brederode ihnen in der Gräfin Namen angeboten hatte, anzunehmen, daß er ein Gleiches thun möchte, wenn er es für gut hielte, und daß sie dann Alle zu seinem Besten reden wollten.

Floris von Kyfhoek dachte eine Weile nach, welche Parthei er ergreifen sollte, und sagte endlich zu Brederode und den Rathsmitgliedern, welche von ihm abgefallen waren:

»Wohlan! ich gestehe es, daß ich Beylings Tod verlangte, um mich für den Nachtheil, welchen er mir zugefügt hat, zu rächen. Da Ihr aber Alle der Meinung seid, seine Strafe in lebenslang-

liche Gefängnißstrafe umzuwandeln, so will ich auch dieser Stimmenmehrheit beitreten, obgleich mir noch Mittel genug übrig bleiben, mich diesem Spruche zu wiedersetzen, denn das Heer ist auf meiner Seite. Ich will jedoch nicht, daß zum Vortheile unsrer Feinde, das unter uns bestehende gute Einverständniß gestört werde, und will daher keinen offenbaren Friedensbruch hervorbringen. Was Euren Vorschlag anbetrifft, mich mit Jacoba zu versöhnen, so muß ich bemerken, daß ich keinen andern Grund zum Zwist mit ihr hatte, als Ihr. Sie täuscht uns Alle, und Ihr werdet Euch bald davon überzeugen; doch wenn Ihr Herrn so verblendet seid, und meinem guten Rathe kein Gehör geben wollt, dann werdet Ihr bald den Schaden Eurer Leichtgläubigkeit einsehn. Ich für meine Person kann diese Versöhnung nicht annehmen, und sage mich von Ihrer Sache los, wenn man mich nicht mit Bestimmtheit überzeugt, daß die Beschuldigung, welche auf ihr ruht, ungegründet ist.

Der Ton, worin er diese Worte aussprach, ließen an der Aufrichtigkeit nicht zweifeln. Floris verstand meisterhaft die Kunst, seinen Zorn zu verbergen, wenn die Umstände oder sein Vortheil es erforderten, und er konnte, wenn es sein mußte, eine Gleichgültigkeit in seinem Vorhaben, wenn er es auch aufs leidenschaftlichste betrieb, annehmen, so daß Niemand auch nur vermuthen konnte, daß Pläne dahinter verborgen lägen, das erwünschte Ziel sicherer zu erreichen. Jedoch seine letzten Worte, Ja-

coba betreffend, waren keine erheuchelte; er hatte beschlossen, lieber seinen Dienst aufzugeben, als sich je wieder mit ihr zu versöhnen. Er haßte sie, weil sie ihn getäuscht hatte, und er, wonach er so eifrig gestrebt, ihre Hand, und mit ihr hauptsächlich die Oberherrschaft nicht mehr erlangen konnte. Außerdem nahm er als gewiß an, daß, wenn Herzog Philipp von Burgund mit seinen Feinden Frieden schließen würde, sie sich doch ruhig in die Umstände fügen müßten. Er hielt sich für sie unentbehrlich, und glaubte, daß ihre Uneinigkeit bald ihren Untergang herbeiführen würde. Was aber Beylings Todesstrafe, in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt anbetraf, daß beabsichtigte er keineswegs, und indem er die Edelleute durch seine zutrauliche Sprache irre leitete, war der Tod seines Feindes unwiderruflich beschlossen, und er beschäftigte sich mit den Mitteln, sein abscheuliches Vorhaben auszuführen.

Brederode verlangte jetzt, daß Beyling am folgenden Tage nach Gouda gebracht, und der näheren Bestimmung Jacobas von Baiern überliefert werden sollte, welche alsdann den Ort seiner Gefangenschaft zu bestimmen hätte. Auch hierin willigte Floris, war aber in sich fest überzeugt, daß er diese Reise nie antreten würde.

Der Rath ging auseinander, und Floris von Kyfhoek bat den Ritter von Brederode um eine Unterredung. Nachdem Alle sich entfernt hat-

ten, faßte Floris ihn zutraulich bei der Hand, führte ihn an ein Fenster und sagte:

Herr von Brederode! Ihr waret einst mein Freund, jetzt seid Ihr mein Feind. Was zu dieser Veränderung Veranlassung gegeben, kann ich unmöglich ergründen. Es war mir angenehm, Euch Freund zu nennen, und damit dies Band noch fester geknüpft werden sollte, wünschte ich unsre beiden ruhmreichen Geschlechter durch eine Heirath zwischen Euch und meiner Schwester zu vereinigen. Ihr wißt, wie sehr ich bemühet war, dies zu bewerkstelligen, und daß es nur Eure, keineswegs meine Schuld ist, wenn sie nicht Statt fand. Es schmerzt mich wahrhaft, jetzt in Euch einen solchen bittern Feind zu finden, und daß Ihr mich haßt, ohne Euch dazu Veranlassung gegeben zu haben.

»Ritter von Kyfhoek!« antwortete Brederode, »ich hasse Euch keineswegs und bin auch nicht Euer Feind; aber Ihr habt gegen Euren Schwager sehr unedel gehandelt, und das mißbillige ich sehr. Er ist Euer Feind und der Meinige; aber Ihr habt keinen Grund ihn zu hassen; denn wenn er bei Eurem Vater die Stelle einnimmt, welche Ihr hättet einnehmen müssen; so ist dies weniger ihm, als Eurem Vater zuzuschreiben; dann müßt Ihr nie aus dem Auge verlieren, daß er Euch das Leben gerettet hat. Ich verachte nichts so sehr als Undankbarkeit, und zog mich von Euch zurück, weil Ihr unter der Würde eines Edelmannes gehandelt habt. Denn wenn Ihr auch Bey-

ling nicht verpflichtet wäret, so hättet Ihr, wie sehr er auch Euer Feind sein mag, nicht auf eine so schändliche Todesstrafe bestehen müssen, um so mehr, da er sich jetzt durch seine Rückkehr, einem Regulus gleich gezeigt hat.

»Mein Freund!« erwiederte der Befehlshaber, »ich erkenne meine Schuld an. Ohne Zweifel würde ich so eben im Rathe der Erste gewesen sein, welcher für die Aufhebung des Todesurtheils gestimmt hätte, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß Euer Vorschlag unmittelbar von Jacoba selbst ausgienge, und ihr geheimer Gemahl, Frank von Borselen, sie dazu angefeuert hätte. Doch genug hiervon! ich will Euch einen Beweis geben, daß ich nicht rachsüchtig bin. Ich könnte die unter meinem Befehle stehenden Kriegsleute zusammenkommen lassen, und Beylings Auslieferung verweigern, und dann wäre der Erfolg noch zweifelhaft; aber ich werde von meiner Macht keinen Gebrauch machen, und Euch, wenn Ihr es ausdrücklich verlangt, den Gefangenen ausliefern. Ja, noch mehr, ich überlasse es Euch, ob ihr ihm die Freiheit schenken wollt.«

»Ich bin ganz erstaunt, Euch so verändert zu finden,« sagte Brederode, »und kann es kaum glauben, daß Ihr es waret, der uns Allen in dieser Angelegenheit so sehr entgegen war.«

»Ich habe Euch so eben meine Gründe gesagt. Jacoba die ich hasse, weil sie mich so schändlich behandelt hat, muß es wissen. Was wäre sie ohne mich? Sie verdankt mir das Leben, und nachdem ich

Jahre lang ihre Sache mit Ruhm verfochten habe, verläßt sie mich, und verbindet sich mit dem, gegen welchen sie früher das Schwert zog; denn so sehr sie es auch verstand, Euch durch ihre listige Zunge zu hintergehen, so werdet Ihr bald von der Wahrheit überzeugt werden.«

»Wenn das der Fall ist, dann wende ich mich von ihr ab und werde alle meine Freunde dazu überreden. Aber das Zeugniß eines Eurer Spione kann nicht als ein unwiderlegbarer Beweis angenommen werden.«

»Ich werde Euch bald andere verschaffen, und jetzt, wenn Ihr es verlangt, den Gefangenen den Kerker öffnen und ihn in Freiheit setzen.«

»Nein,« sagte Brederode, »dies würde mit unserm Vortheile nicht übereinstimmen. Er ist ein zu gefährlicher Feind, um ihn in Freiheit zu setzen, und es wäre ein unrecht angewandter Edelmuth. Wir wollen es bei unserm Plane lassen, und ihn morgen nach Gouda schicken.«

»Kehrt Ihr zu dieser ehrlosen Betrügerin zurück. Ich will den Winter hier zubringen und den Befehl dieser Stadt übernehmen, wo ich mich dann so lange als möglich halten werde.«

Brederode schied ausgesöhnt von dem Ritter von Kyfhoek, und konnte den Gedanken, daß die Gräfin ihn hintergangen, nicht ganz verdrängen; denn daß sie von Borselen liebte, wußte man allgemein, und sie hatte es auch nicht in Abrede gestellt; aber sie hatte auch versprochen, der Sache der Hoecken stets treu zu bleiben.

Floris von Kyfhoek blieb noch in dem Gerichtssaale und sah ihm nach, indem er seine Lippen in ein boshaftes Lächeln zusammenzog. — „Gehe hin, Leichtgläubiger!“ sagte er zu sich selbst, „ich will doch meine Rache ausüben, so sehr Du auch mir Hindernisse entgegenzusetzen bemüht bist. Ich habe Dich getäuscht und Du vermuthest meine Absicht nicht. Ehe Mitternacht eintrifft, ist der Elende, der mir mein väterliches Erbtheil entrissen hat, nicht mehr. — Wenn mein Feind aus dem Wege geräumt ist, dann ist die Reihe an Dir, meine undankbare Feindin! Der Herzog von Burgund soll von Deiner geheimen Verehligung unterrichtet werden, und dann ist Dein Fall gewiß, oder Du mußt sehen, wie man Deinem Gemahl das Haupt vor die Füße legt, und ich — hier stand er eine Zeitlang in Gedanken versunken — Nun! ich biete dem König von England meine Dienste an, welcher mir mein Gesuch nicht abschlagen wird. — Ich will schnell die nöthigen Vorbereitungen treffen. Die Besatzung des Kastels und der Stadt ist auf meiner Seite. Ich will die Hauptleute zusammen kommen und mir von ihnen das Gelübde der Treue ablegen lassen. Dann habe ich die stärkste Parthei. — Die Andern mögen dann von mir abfallen.“

Indem er so zu sich sprach, entfernte er sich, um die nöthigen Anstalten, zu der Ausführung seines schändlichen Vorhabens zu treffen.

Zwei und vierzigstes Capitel.

Heftig stürmte der Nordwestwind. Schauerlich strich er durch die entblätterten Zweige, und warf den letzten zurückgebliebenen Schmuck zur Erde; dunkle Wolken, durch den Sturm fortgepeitscht, hingen an dem Himmel, und entladeten sich in Zwischenräumen durch einen Platzregen ihres Überflusses. Es war eine grausenhafte Nacht.

Nicht weit von dem Kastel der Stadt Schoonhofen war eine Getraidemühle, theilweise aus Stein aufgebauet; eine Kay und ein großes Stück Land gränzte daran. Seit zwei Jahren hatte die Mühle mit Bewohnern gewechselt, und jetzt wohnten daselbst verheirathete Leute von mittlerm Alter.

In dem untern Zimmer der Mühle saß bei einer Lampe eine Frau und spann, indem sie ängstlich nach den Fenstern hinsah, welche durch den heftigen Wind und den dicken Hagel, welcher von Zeit zu Zeit dagegen geworfen wurde, zersplittert zu werden droheten. Einen Augenblick nachher wurde eine Thür, welche nach dem obern Theile der Mühle führte, geöffnet, und ein Mann mit einer Laterne in der Hand stieg die Treppe herab.

»Welch' ein fürchterliches Wetter!« sagte die Frau zu ihrem Ehemanne, »hast Du Alles besorgt?«

»Alles,« antwortete er, »und wenn der Himmel es sich nicht einfallen läßt, herabzustürzen, so ist nichts zu befürchten. Ich zweifle jedoch, daß wir so gut abkommen, denn oben ist Alles in Bewegung.«

»Wir wollen den Himmel bitten, daß er uns beschütze,« sagte die Frau, »wie fürchterlich muß nicht der Zustand des unglücklichen Gefangenen im Kastel sein, dem wir unser ganzes Glück verdanken! Solltest Du es nicht möglich machen können, ihn zu retten?«

»Ich hoffe es und will es versuchen. Jedoch hat mir heute Abend Jemand erzählt, daß der Kriegsrath das Todesurtheil des edlen Albrecht Beyling in eine lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt hat, und daß man einen passenden Aufenthalt für ihn aufsuchen wird; wenn das der Fall wäre, so würde es mich sehr freuen.«

»Mich nicht minder, denn Dein Anschlag könnte Dir leicht den Hals kosten; wenn auch der Hauptmann durch den Trunk wohl in einen tiefen Schlaf versenkt und leicht betrogen werden könnte, so kennt er Dich noch aus früheren Zeiten, und da er weiß, daß Du Dich nicht zu Jacoba's Parthei hinneigst, so würde er bald Verdacht schöpfen. Es ist wahr, der Ritter Albrecht Beyling hat sich höchst dankbar gegen uns bewiesen, indem er uns diese Mühle schenkte, welche uns ein reichliches Auskommen sichert, aber wir haben ihm auch dadurch, daß wir seine Gemahlin retteten, einen großen Dienst geleistet.«

◆

»Da hast Du recht; aber wir hätten doch nicht länger in dem Dorfe bleiben können, und wußten auch, daß wir für unser Vermögen, welches wir zurücklassen mußten, entschädigt werden sollten. Nein, ich kann Dich versichern, daß, wenn ich eine Möglichkeit einsähe, ich sie nicht unversucht lassen würde. Wenn ich ihm auch keinen Dank schuldig wäre, so könnte ich es doch nicht ansehn, daß dieser edle Held das Schlachtopfer der schwärzesten Bosheit würde.«

»Es wird aber nicht leicht auszuführen sein; denn wenn es auch möglich wäre, daß Du sogleich in dem Kastel Zugang erhieltest, da Du die Mehllieferung hast, und mit dem Kapitän gut bekannt bist, so würde es Dir doch vielleicht nicht möglich werden, Dich dem Gefangenen zu nähern und Kleider mit ihm zu wechseln.«

Ein dreimaliges starkes Pochen an der Thür der Wohnung unterbrach ihr Gespräch. Beide erschraken heftig; denn sie wollten so eben ihre Abendmahlzeit halten und sich zu Bette begeben. Sie überlegten einige Augenblicke, ob sie die Thüre öffnen sollten, als auf's Neue so stark angeklopft wurde, daß das Gebäude erzitterte.

Der frühere Wirth, Meister Johannes, begab sich jetzt nach der Thür, und fragte, was man so spät Abends von ihm begehrte.

»Das wollen wir im Zimmer abmachen, alter Wirth!« rief eine Stimme, welche der Müller sogleich für die des Hauptmanns erkannte, der jetzt durch die Gunst des Ritters von Kyfhoek als Ka-

stellan angestellt war, und früher das Schloß bewachte, woraus Bertha Margaretha gerettet hatte. »Öffnet schnell, wenn Ihr nicht wollt, daß ich die Thüre eintreten soll, denn es ist hundsgemein, einen alten Freund so lange in so verfluchtem Wetter warten zu lassen.«

Der Wirth schob, als er diese bekannte Stimme hörte, sogleich den Riegel zurück, und jetzt trat der Hauptmann, mit einer Leuchte in der Hand, von vier Kriegsknechten gefolgt, herein, und drang geraden Weges durch die zweite Thüre, welche in einiger Entfernung war, nachdem er über einen kleinen Gang gegangen, in das Wohnzimmer.

»Ei, ei, Meister Johannes!« sagte der Hauptmann, »Ihr habt das Geschäft eines Krügers mit einem andern verwechselt, das auch nicht viel ehrlicher ist, als das mit doppelter Kreide anzuschreiben, und machtet Euch damals, als Ihr im Verdacht waret, ein Spion der Kabliauen zu sein, aus dem Staube; aber Ihr werdet mir doch wohl ein Glas Branntwein reichen, wenn Ihr auch Euer damaliges Geschäft niedergelegt habt. Ihr wißt, ich bin ein guter Kerl, und auch dankbar, weil Ihr mich am Abend vor Eurem Abzuge aus den Händen jener Kampfhähne gerettet habt; denn wenn der Ritter von Kyfhoek wüßte, daß Ihr dieselbe Person wäret, so läge bestimmt schon ein Endchen Hanf für Euch in Bereitschaft. Doch das gehört nicht hierher, ich habe Euch meinen Besuch zugedacht, und Ihr seht, ich habe Wort gehalten.«

»Ich muß Euch gestehen, daß ich mich von meinem Erstaunen noch nicht erholen kann,« antwortete der Müller. »Wie es mir scheint, wird dieser Besuch nicht sehr angenehm für mich sein.«

»Plagt Euch das Gewissen, alter Gaudieb? Doch beruhigt Euch, Ihr habt Nichts zu fürchten, denn ich komme nicht hierher, um Euch hinter das Gitter zu führen.«

»Je mehr ich Euch und diese Gesellen mit ihren Spaten betrachte, je mehr steigt meine Verwunderung. Es ist doch jetzt keine passende Zeit, Kanäle oder Schleußen zu graben.«

»Wenn Ihr mehr von mir hören wollt,« antwortete der Hauptmann, »so müßt Ihr mir erst ein tüchtig Glas Branntwein geben; denn die Nässe und Kälte sind mir bis in den Magen gedrungen. Ihr kennt mich von Alters her, Meister Johannes! und wißt, daß ich trockne Lungen habe.«

Der Müller holte jetzt eine Flasche Branntwein herbei und schenkte ihm ein Glas voll ein, welches der Hauptmann auf einmal hinunterstürzte. »So war's recht!« sagte er, »das erquickt; schenkt dem Gesellen dort auch Etwas ein, aber nicht so viel, denn es muß noch Etwas für mich übrig bleiben.«

»Nun hab' ich Euren Wunsch erfüllt,« sagte der Müller, nachdem er Alles ausgerichtet hatte, »darf ich jetzt wohl wissen, was Euch noch so spät zu mir führt?«

»Das will ich Euch mit wenig Worten sagen;

aber beantwortet mir zuvor meine Frage: Gehört dieser Kai Euch zu?«

»Ja.«

»Nun, dann werdet Ihr mir wohl sagen können, ob hier guter Sandboden ist, der sich dazu eignet, ein tiefes Loch zu graben?«

»Dazu ist der Boden sehr tauglich; aber ich begreife nicht, was Euch bewegen könnte, auf meinem Erbe ein Loch zu graben.«

»Ja, mein guter Meister Johannes! Ihr wißt wohl, daß man in den jetzigen Kriegszeiten sich nicht erkundigt, ob es Jemandes Eigenthum ist. Der Ritter Floris von Kyfhoek befiehlt es, und das ist hinreichend. Ihr habt wohl die Güte, diesen Burschen den Platz zu zeigen, welcher am geeignetesten ist, ein zehn Fuß tiefes Loch zu graben. Ich will unterdessen hier bleiben, und beim Feuer noch ein übrig behaltenes Stück Fleisch verzehren; denn es ist ein Wetter, als wenn die Welt untergehen wollte. Was aber Euren Grund und Boden betrifft, da könnt Ihr Euch vollkommen beruhigen; denn das Loch wird gleich wieder zugeworfen.«

»Aber sagt mir, Hauptmann! was bedeutet das Alles? ich begreife . . . . «

»Keine weitere Fragen, noch Einreden, Meister!« erwiederte der Hauptmann; »schnell gehorchen ist hier die Losung; nehmet die Leuchte, und nun vorwärts, marsch! Wenn ihr diesem Bur-

schen den Ort angewiesen habt, dann könnt Ihr wieder kommen.«

Der Müller, welcher den Hauptmann als einen hitzigen und kurz angebundenen Mann kannte, wagte keine weitere Einrede. Schweigend und in Gedanken vertieft, warf er seinen langen Mantel von grobem Tuche um, setzte seinen breitgerandeten Hut auf, nahm die Leuchte, und schritt vor dem Soldaten mit Spaten versehen her.

Die Mühle wurde durch den heftigen Sturm in ihren Grundfesten erschüttert. »Verflucht, welch ein niederträchtiges Wetter!« rief der Hauptmann; »der Ritter von Kyfhoek hätte kein schlimmeres wählen können! ist das ein Wetter um eine Strafe zu vollziehn?«

»Aber was giebt es denn eigentlich?« fragte die Frau des Müllers, indem sie sich ihm neugierig näherte und ihn starr anblickte.

»Was es giebt? . . . . « antwortete der Hauptmann und schwieg darauf wieder einige Augenblicke. »Es muß eingeschenkt werden,« und zu gleicher Zeit wies er auf die Flasche, welche auf dem Gesimse des Kamins stand.

Kaum hatte er das Glas geleert, so trat der Müller wieder herein. Ich habe Euren Leuten den Platz angewiesen, Hauptmann!« sagte er, »und da ich nichts weiter dabei zu thun habe, so kehrte ich zurück, denn man muß sich festklammern, um auf den Beinen zu bleiben. Es ist ein fürchterliches

Wetter, und nur ein Thor wird darin nicht des Himmels Zorn über irgend eine Missethat erkennen.«

»Pah!« rief der Hauptmann lachend; »ich glaube Ihr seid fromm geworden; und es wird auch endlich Zeit, daß Ihr von Euren schlechten Streichen ablasset; aber noch Eins, was glaubt Ihr denn eigentlich, was sich hier zutragen wird?«

»Ganz gewiß nichts Gutes,« antwortete der vormalige Wirth, »besonders wenn ich bedenke, daß dies Alles auf Befehl des Ritters Floris von Kyfhoek geschieht.«

»Redet etwas leiser, wenn Ihr nicht wollt, daß Euer Hals in die Klemme kommen soll, denn er wird bald hier sein.«

»Der Himmel behüte mich!« rief der Müller erschreckt aus, und schwieg darauf, indem er ängstlich nach der Thür hin sah. »Sagt mir, Hauptmann!« setzte er nach einigen Augenblicken hinzu, »wozu sind denn diese Zurüstungen? Wir waren ja stets gute Freunde, und ich habe Euch nie Veranlassung gegeben, Mißtrauen in mich zu setzen.«

»So hört denn!« sagte der Hauptmann, der durch den Genuß des Branntweins, wovon er schon, ehe er vom Kastele hierhergekommen war, gehörig getrunken hatte, und dessen Folgen immer deutlicher hervortraten, »wenn Ihr es denn wissen wollt, so will ich es Euch sagen, da es morgen doch allgemein bekannt sein wird. Es soll hier einer begraben werden.«

»Begraben werden?« fragte der Müller ganz

erstaunt, »und warum muß denn das diese Nacht geschehen, in einem solchen fürchterlichen Wetter; kann man es denn nicht bis morgen aufschieben?«

»Es scheint nicht so. — Auch ist es ein sonderbares Begräbniß; denn es ist kein Todter, den wir zur Erde bestatten, sondern ein Lebendiger.«

»Ein Lebendiger? Großer Gott! Ich hoffe doch nicht, daß an dem edlen Ritter Albrecht Beyling dies Urtheil vollzogen werden soll?«

»Recht gerathen,« erwiederte der Hauptmann; »kommt, schenkt mir schnell noch ein Glas Brannteweln ein.«

»Man hat mich heute Morgen versichert, daß der Kriegsrath das Todesurtheil cassirt hätte,« sagte der Wirth, indem er ihm das Glas bis an den Rand vollschenkte, um noch mehr von ihm zu erfahren.

»Da hat man Euch die Wahrheit gesagt,« antwortete der Hauptmann, indem er das Glas in kleinen Zügen leerte. »Das ist gerade die Ursache dieses geheimnißvollen nächtlichen Werkes. Der Kriegsrath hat freilich das Urtheil vernichtet, aber nicht der Befehlshaber Floris von Kyfhoek, und daher soll er dessen ungeachtet seine Strafe erleiden.«

Der Müller erschrak und blieb einige Augenblicke in Gedanken versunken. Darauf begab er sich zu seiner Frau und flüsterte ihr Etwas zu. Dann schlug er seinen Mantel um und setzte den Hut auf, indem er sagte: »Ich will doch einmal zu-

sehen, wie weit sie damit sind, mich dünkt, sie könnten schon fertig sein.«

Er war schon an der Thür, als sie auf eine ungestüme Weise geöffnet wurde. Ein Mann in kriegerischer Tracht, in einem Mantel gehüllt und von einer Anzahl Soldaten gefolgt, trat herein. »Was wollt Ihr thun?« fragte er den Müller, indem er ihn mit einem scharfen und durchdringenden Blick ansah.

Meister Johannes war verlegen und sprachlos, als er Floris von Kyfhoek erkannte. »Ich habe Alles gehört,« sagte dieser, »und daß Ihr, nachdem Ihr diesen Trunkenbold ausgeforscht habt, Euch sogleich entfernen wollt; das hat bestimmt nichts Gutes zu bedeuten. Ihr müßt hier bleiben und wir werden Euch morgen ins Verhör nehmen.«

Der Erwachtmeister stammelte so gut er konnte einige Entschuldigungen her, so wie auch der Hauptmann, der unterdessen ehrerbietig sich von seinem Sitze erhoben hatte. »Schon gut!« sagte Floris von Kyfhoek zu Letztern in einem barschen Tone; »geht und seht zu, ob Alles fertig und sagt draußen, daß man unterdessen den Gefangenen hier ins Zimmer bringe.«

Der Hauptmann entfernte sich und einen Augenblick nachher, trat ein Hauptmann und vier Soldaten herein, welche einen jungen Mann von edlem Äußern in ihrer Mitte hereinführten. Es war der Ritter Albrecht Beyling.

Der Zustand des Unglücklichen war höchst bekla-

genswerth. Ein schwarz sammtenes Wamms, ein weißer Halskragen und gleiches Unterzeug, waren seine Kleidungsstücke. Der Regen, welcher in Strömen herabfiel, hatte ihn ganz durchnäßt, und von seinem bloßen Haupte floß das Wasser auf seine Schultern herab. Seine beiden Hände waren mit einem dicken Stricke geknebelt, der noch obendrein am rechten Beine befestigt war. Sein Gang war jedoch fest, und sein Antlitz hatte Nichts von seinem Adel, — sein Blick Nichts von seinem Stolze verloren; und an der Ruhe, welche in seiner Seele herrschte, würde man keineswegs vermuthet haben, daß für ihn zwischen Leben und Tod nur noch ein Schritt zu thun sei.

Es war die Ruhe, die Seelenruhe, welche seinem Mörder unerträglich war, und dessen Herz auffallend beunruhigte. Er glaubte ihn, durch die Verkündigung des Urtheils, in einen an Verzweiflung gränzenden Zustand zu versetzen, und hatte sich in dieser Voraussetzung nach dem Kastel begeben; als ihm dies nicht glückte, hoffte er, wenn der Augenblick erschienen wäre, dann doch wenigstens seine quälende Todesangst wahrzunehmen; doch nicht ein einziger Schmerz verrathender Zug, war auf seinem Antlitze sichtbar. Wenn der Gedanke an Gattin und Kinder bei ihm rege wurde, dann wandte er seinen Blick gen Himmel, und sein Mund verrieth ein wohlgefälliges Lächeln, gleichsam als umschwebten ihn schon die Engel, um seine Seele zum Himmel empor zu führen.

Viel mehr, als sein Schlachtopfer, der folternsten Angst zur Beute, welche er umsonst zu verbergen und zu unterdrücken sich bemühete, verließ Floris schnell das Gemach, um Befehle zu geben, daß man sich beeile; damit er von seinem schrecklichen Zustande erlöst würde.

Meister Johannes, den die Furcht vor dem Bösewichte bis jetzt zurückgehalten hatte, näherte sich nun tief gerührt Beyling, und machte sich ihm bekannt. »Ach, gnädiger Herr!« rief er wehmüthig aus, »wer hätte es glauben sollen, Euch hier einst in diesem Zustande zu treffen. Erkennt Ihr mich nicht mehr?«

»Ich erkannte Euch, und wußte, daß Ihr hier wohntet; doch hiervon kein Wort mehr, es könnte Euch nachtheilig werden.«

»Sollte es mir vergönnt sein, Euch einen letzten Dienst zu erweisen.«

»Ja, Ihr könnt Etwas für mich thun,« sagte Beyling; »sorget dafür, daß meine Leiche meiner Gemahlin gebracht werde, wenn man es Euch erlaubt. Erzählet Ihr mein Ende, Ihr könnt es am besten, da Ihr Zeuge davon waret.«

Der Müller hatte keine Zeit, dies fest zu versprechen, da Floris von Kyfhoeks Rückkehr dem Gespräche ein Ende machte. »Alles ist bereit,« sagte er zu dem Hauptmanne. »Man folge mir!«

Er verließ das Gemach, und der Hauptmann folgte ihm mit seinen Soldaten, Beyling in deren Mitte.

Der Sturmwind erhob sich mit erneueter Wuth, und jagte abwechselnd Schnee, Regen und Hagel in das Gesicht der Henker, welche diese Strafe vollziehen mußten. Kaum konnte man die Lichter in der Leuchte brennend erhalten, die durch den Wind in den Händen der Soldaten hin und her flatterten. Es schien, als sei die Erde ihrem Untergange nah, und als wolle der Himmel seinen Abscheu über die Gräuelthat kund machen.

Man war jetzt der Grube näher gekommen, welche zum Empfange des unglücklichen Schlachtopfers bereit war. »So lohnt die Bosheit ihrem Meister,« sagte Floris von Kyfhoek auf das Grab hinweisend; »Ihr habt mir mein väterliches Erbtheil geraubt, und die Strafe wartet Euer.«

»Die Strafe?« erwiederte Beyling. »Nein, — ein ewiges Heil wartet meiner. Legt Eure Hand auf dies Herz und überzeugt Euch, ob es sich schneller bewegt als gewöhnlich. Hört Ihr aber wohl das Toben des Orkans? Jetzt trete ich den Todesschlaf an, und in wenigen Augenblicken werde ich dort Oben in dem himmlischen Paradiese erwachen, wo ein ewiger Frühling mir entgegen lacht, und wo ein sanftes Fächeln des Zephirs mit den immergrünen Blättern spielt. Doch wehe Euch, wenn die Zeit Eurer Auflösung so nahe ist, dann werdet Ihr von Gewissensbissen gefoltert einschlafen, und beim Erwachen werdet Ihr Euer Dasein verfluchen.«

Es schlug Mitternacht vom Thurme des Schlosses. Diese so feierlich ausgesprochenen Worte, er-

regten bei dem ungläubigen, alles verspottenden Bösewicht einen kalten Schauder. »Haltet Euch bereit!« rief er zornig aus; »das Wetter ist nicht so angenehm, um mich länger hier aufzuhalten.«

»O Gott! nimm meine Frau und Kinder in Deinen Schutz!« betete Beyling mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen; »Nimm in Deinen Schutz mein unglückliches Vaterland, und mache diesem verderblichen Bürgerkriege ein Ende, schenke ihm einen Fürsten, der durch seine Weisheit ihm die erwünschte Ruhe wiederzugeben vermag!«

Festen Schrittes näherte er sich dem Rande des Grabes, welches sich klaffend ihm öffnete. »Lebet wohl, Floris von Kyfhoek!« sagte er feierlich; »Ihr habt mir eine monatliche Frist vergönnt, um meinen theuren Angehörigen ein letztes Lebewohl zu sagen; ich gebe Euch eben so viel Zeit, um Euch mit dem Himmel auszusöhnen; benutzt sie gut, in einem Monat fordere ich Euch vor Gottes Richterstuhl, um daselbst Rechenschaft abzulegen.«

Wenige Augenblicke später fiel die kalte Erde auf den entseelten Körper nieder, und der lockere Sand verrieth nur noch die Spuren dieser Gräuelthat.

»Begebt Euch nach jener Mühle,« befahl Floris von Kyfhoek dem Hauptmanne, »und bewacht sie mit einigen Eurer Soldaten; zwei Mann laßt hier am Grabe Schildwache stehen; nach einer Stunde könnt Ihr Alle in das Schloß zurückkehren.«

Vom Hauptmanne gefolgt, entfernte er sich aufs eiligste und begab sich nach dem Schlosse, wo im Zimmer des Kastellans eine Mahlzeit für ihn in Bereitschaft stand; leidenschaftlich ergriff er eine auf dem Tische stehende Flasche feurigen Burgunderweines. Schnell hinter einander stürzte er einige Gläser hinunter, aß wenig, trank aber viel, worauf er sich auf sein Lager warf, und vom Weine berauscht einschlief.

Drei und vierzigstes Capitel.

Mit Tagesanbruch war der Sturm durch eine Todesstille ersetzt. Schon längst hatte die Sonne ihr wohlthätiges Licht verbreitet, als einige Edelleute, welche des Ritters von Kyfhoeks Sache anhingen, und der am Abend vorher getroffenen Abrede gemäß, auf dem Schlosse erschienen.

Als der Bösewicht ihre Ankunft erfahren hatte, sprang er schnell von seinem Lager auf, legte seine Kleider an und begab sich in den Saal, wo sie ihn erwarteten.

»Kann ich auf Euch und die Besatzung rechnen?« fragte er sie.

»Vollkommen!« das Heer ist auf Eurer Seite, und Beyling . . . . «

»Lebt nicht mehr,« erwiederte von Kyfhoek. »Laßt Euch hier an diesem Tische nieder; ich will Euch ein kräftiges Frühstück und einen Morgentrunk vorsetzen lassen; unterdessen wollen wir überlegen, was wir, um unsre Sache triumphiren zu lassen, thun müssen.«

Alle ließen sich nieder und kamen überein, Jacoba's Sache öffentlich abzuschwören. Floris von Kyfhoek sollte den Titel eines Statthalters von Holland annehmen, und das Heer ihm den Eid der Treue ablegen.

Während sie so beschäftigt waren, verkündete der Herold, daß Brederode mit mehren Edelleuten vor dem Schloßthore halte und Einlaß begehre.

»Der wichtige Augenblick ist erschienen,« sagte Floris von Kyfhoek, indem er sich an seine Freunde wandte. »Dem Herrn von Brederode sei der Eintritt erlaubt; doch,« setzte er hinzu: »Niemand darf ihn begleiten.«

Es dauerte nicht lange, so trat Brederode mit ungestümen Schritten herein. »Wie!« rief er aus, »Ihr sitzt hier ruhig an dem Tische: wißt Ihr nicht, was Euch über dem Haupte schwebt?«

»Nun!« sagte Floris von Kyfhoek neugierig.

»So eben ist hier die Nachricht eingetroffen, daß der Herzog von Burgund mit einer ansehnlichen Flotte in Rotterdam eingelaufen ist; das Heer

ist schon ausgeschifft, und man sagt, daß er noch in diesem Herbste damit in Südholland einrücken will.«

»Nun gut, wir werden ihm die Spitze bieten,« sagte Floris mit scheinbarer Ruhe.

»Vortrefflich!« erwiederte Brederode: »da es aber wahrscheinlich auf diese Stadt abgesehen ist, so wollen wir zuvor den Ritter Albrecht Beyling in Sicherheit bringen.«

»Der ist schon vollkommen gut aufgehoben, und Ihr braucht nicht zu fürchten, daß der Herzog sich je wieder seiner bedienen wird.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Brederode.

»Diese Nacht ist das Todesurtheil an ihm vollzogen,« antwortete kalt der Bösewicht.

»Was sagt Ihr?« rief Brederode aus.

»Die Wahrheit.«

»Und schluget Ihr mir nicht selbst vor, ihn in Freiheit zu setzen?«

»Thoren! Ihr ließt Euch täuschen. Ich that es, weil ich befürchtete, daß Ihr den Gefangenen nicht länger in meiner Gewalt lassen würdet. Wißt Ihr denn nicht, daß in dieser Brust die Rachsucht nie erstickt werden kann?«

»Elender!« rief Brederode aus, indem er auf ihn zutrat. »Ihr sollt mir über diesen Mord Rechenschaft ablegen.«

»Herr von Brederode!« antwortete mit kaltem Tone der Befehlshaber, »bedenkt, daß ich vorsichtig genug war, Eure Freunde nicht mit herein-

zulassen, und daß Ihr allein hier seid; bedenkt dabei, daß ich Herr und Gebieter bin. — Noch eine Beleidigung und ich lasse Euch in den Thurm werfen.«

»Ihr sollt in mir so lange ich lebe Euren bittersten Feind finden.«

»Dessen könnte ich mich leicht entledigen; doch ich bin zu großmüthig dazu. Ihr könnt Euch entfernen.«

Brederode entfernte sich schweigend; denn so sehr ihm auch das Blut in Wallung gerieth, so sah er wohl ein, daß es nicht rathsam sei, länger mit einem Manne zu streiten, in dessen Macht er sich befinde, und der zu Allem fähig sei; er wollte sich lieber zu den Edelleuten begeben, welche vor dem Kastele waren, und sie anspornen, diese schändliche Gräuelthat zu rächen.

Verwundert und erzürnt über diese abschlägliche Antwort erwarteten sie Brederode's Zurückkunft. Aber ihr Unwille hatte keine Gränzen, als sie Kyfhoek's schändliches Betragen erfuhren. Ihre Berathung dauerte nicht lange. Die Besatzung des Kastels, welche am Abend zuvor unter irgend einem Vorwande verstärkt worden war, war ihm ganz zugethan. Dies wußten sie; aber sie beschlossen, nach der Stadt zurückzukehren, die Kriegsleute von Allem zu unterrichten, mit deren Hülfe das Kastel zu bestürmen, und den schändlichen Verrath zu rächen.

Doch Floris von Kyfhoek war ihnen schon zuvorgekommen; das Vorhaben, das Kriegsvolk gegen ihren Anführer aufzubringen, mißglückte ihnen ganz, und es fehlte wenig, so wären sie das

Schlachtopfer ihrer Bemühungen geworden. Nach diesem unglücklichen Erfolg verließen sie Schoonhofen und begaben sich nach Gouda, um die Gräfin von Allem zu unterrichten.

Die Nachricht von der Landung des Herzogs von Burgund bestätigte sich bald; denn nach Verlauf von zehn Tagen zog ein zahlreiches Heer gegen Schoonhofen und drohete mit einer Belagerung. Floris hatte kaum Zeit, sich zur Gegenwehr zu rüsten, und nicht ohne Unruhe vernahm er die Annäherung dieses bedeutenden Heeres, welches noch außerdem mit allen neu erfundenen Belagerungswerkzeugen und Geschütz versehen war, und innerhalb weniger Tage waren sie von allen Seiten eingeschlossen.

Der Herzog von Burgund war mit dem Zustande der Sachen bekannt; denn der Statthalter Frank von Borselen befand sich beim Heere; nur von Beyling's Tode wußte er nichts, und damit der Herzog nichts davon erführe, so hielt er den Müller und seine Familie auf dem Schlosse gefangen. Der erfahrene Kriegsmann sah wohl ein, daß er die Stadt und das Kastel nicht würde halten können; um so weniger, da kein Entsatz zu hoffen war. Er vertheidigte sich jedoch noch mehrere Tage, und fertigte dann einen Herold an den Herzog von Burgund ab, um über die Übergabe des Schlosses und der Stadt zu unterhandeln.

Nachdem ihm freies Geleite versprochen war, begab er sich selbst in Philipp's Lager. Er erbot

sich, nicht allein die Stadt und das Kastel zu überliefern, sondern dem Herzoge noch ein Mittel an die Hand zu geben, in kurzer Zeit Herr von ganz Holland zu sein.

»Solltet Ihr mich zum zweiten Male hintergehen wollen?« sagte der Herzog, ihn mißtrauisch ansehend.

»Ganz gewiß nicht, Herzog!« sagte Floris von Kyfhoek, »ich stelle mich als Bürgen und Geißel.«

»Laßt denn Euren Vorschlag hören, so wie den Lohn, welchen Ihr verlangt.«

»Ich muß Euch zuvor ersuchen, alle die Edelleute, welche Euch umgeben, zu entfernen.«

Der Herzog ertheilte diesen Befehl, und als er jetzt allein mit ihm war, gebot er ihm zu reden.

»Fürst!« sagte der Bösewicht, »Ihr seid verrathen. Der, welchen Ihr mit Ehre überhäuftet, hat Euch hintergangen. Euer Statthalter, Frank von Borselen, ist im Geheimen mit Jacoba von Baiern vermählt. Er ist in Eurer Gewalt, und durch ihn könnt Ihr Jacoben Gesetze vorschreiben.«

»Wie kommt Ihr zu dieser Nachricht?« fragte der Herzog, ihn scharf ansehend.

Floris erzählte ihm jetzt Alles und versicherte ihm, daß seit langer Zeit ein geheimes Einverständniß bestanden hätte; zur Belohnung für diese Nachricht und den ihm dadurch geleisteten Dienst, erbat er sich eine Herrlichkeit in Holland oder Zeeland.

»Eure Forderung ist billig,« antwortete Phi-

lipp, »aber Ihr müßt mir dagegen den Ritter Albrecht Beyling ausliefern.«

»Das Urtheil ist schon vollzogen, — der Kriegsrath und namentlich Brederode wollten keinen längern Aufschub vergönnen. Umsonst habe ich mich bemühet, ihm das Leben zu erhalten.«

»Wie, man hat die Frechheit gehabt, dies abscheuliche Urtheil zu vollziehen!« rief der Herzog wüthend. »Nun, dann kann ich Nichts glauben; Ihr gehört ohne Zweifel unter seine Richter, und als sein Blutsverwandter werdet Ihr gewiß keinen geringen Antheil daran genommen haben. Ich kenne Euch nicht. — Entfernt Euch!« —

»Herzog! . . . . . .«

»Kein Wort, Ritter!« fiel ihm Philipp hitzig aufgebracht in die Rede. »Ich schließe keinen Vertrag mit Mördern und Räubern ab; die Stadt muß mir auf Gnade und Ungnade übergeben werden.«

Bei diesen Worten rief er einen seiner Edelleute zu sich, und befahl ihm, den Abgesandten nach Schoonhofen zurück zu geleiten. Floris entfernte sich schweigend und mit verbissener Wuth über den unglücklichen Erfolg seiner Bemühung.

Unmittelbar darauf wurde Befehl zum Sturmlaufen gegeben, und die Stadt fiel bald in des Herzogs von Burgund Hände. Das Kastel vertheidigte sich noch einige Tage unter Floris von Kyfhoek's Befehle; doch die Sieger drangen durch die Bresche in dasselbe ein. Philipp hatte ausdrücklichen Befehl ertheilt, den Ritter von Kyfhoek le-

bendig gefangen zu nehmen, doch vergebens! man fand ihn entseelt — und das Kastel wurde gerade einen Monat nach Beyling's Hinrichtung eingenommen.

Der Hauptmann, welcher zum Gefangenen gemacht wurde, erzählte die näheren Umstände von Beyling's Tode, so wie auch, daß Floris von Kyfhoek seit drei Tagen in einem fürchterlichen Zustande gewesen wäre. Er habe sich selbst und die Stunde seiner Geburt verflucht, und ihn verschiedene Male gebeten, ihm sein Schwert in das Herz zu stoßen. Der Tag, an welchem das Kastel überging, war für Floris der fürchterlichste. Verzweiflungsvoll und einem Wahnsinnigen gleich, hatte er sich die Haare ausgerissen, und wenn der Kastellan ihn nicht verhindert hätte, so würde er gewiß das Schloß in Brand gesteckt haben, um auf solche Weise ein Leben zu endigen, das er nicht den Muth hatte, sich zu nehmen. Endlich, und nach einem schrecklichen Kampfe, durchbohrte er sich das Herz.

Der schlaue Philipp hatte sogleich den Entschluß gefaßt, diese schöne Gelegenheit, sich der Herrschaft zu bemächtigen, nicht fahren zu lassen. Nach der Unterhaltung mit Floris von Kyfhoek ließ er den Statthalter, Frank von Borselen, gefangen nehmen und ihn nach dem Schlosse Rupelmonde abführen. Er erklärte ihn für einen, seines Ranges verlustigen Verräther; er verbreitete sogar das Gerücht, daß Frank von Borselen

als solcher eines schmachvollen Todes sterben sollte. Bald nachher, als er überzeugt war, daß dies Gerücht auch zu Jacoba's Ohren gedrungen sei, bot er ihr einen Vergleich an, welchen sie sogleich eingieng. —

Man versammelte sich im Haag, und hier entsagte die unglückliche Jacoba ihren Grafschaften, unter der Bedingung, daß Frank von Borselen sogleich in Freiheit gesetzt werde. Sie behielt sich nur einige Herrlichkeiten und den Titel einer Beschützerin von Holland vor. Philipp willigte ein; Frank von Borselen wurde in Freiheit gesetzt, und Jacoba trat öffentlich als seine Gemahlin auf.

Auch Frank von Borselen wurde der Statthalterschaft entsetzt, und ihm dagegen die Grafschaft Oostervant geschenkt. Beide lebten von jetzt an glücklich und zurückgezogen. Doch nicht lange dauerte dieses Glück, denn eine Auszehrung legte Jacoba, in der Blüthe ihrer Jahre, ins Grab.

Bertha und Margaretha erfuhren bald Beyling's Schicksal. Mit Bewilligung des Herzogs von Burgund wurde es dem Müller erlaubt, Beyling's Leiche auszugraben und sie nach seiner Gemahlin zu bringen, wo sie feierlich in dem Familienbegräbniß seiner Vorfahren beigesetzt wurde.

Vielleicht würde die unglückliche Margaretha diesen Schlag nicht überlebt haben, wenn nicht Bertha ihr tröstend zur Seite gestanden hätte. Die gute Frau, obgleich in die tiefste Trauer versenkt,

wußte ihr nachdrücklich vorzustellen, daß sie ihren Kindern leben müsse; daß eine höhere Bestimmung ihrer warte, wo sie dereinst den geliebten Gatten wiedersehen würde. Diese Worte fanden immer mehr Zugang, und es glückte Bertha endlich, sie einigermaßen mit ihrem Schicksale auszusöhnen. Sie überzeugte sich von der Verpflichtung, welche ihr auferlegt worden war, und beschloß fortan, nur ihren Kindern zu leben. Bertha war ihr noch mehre Jahre eine treue Gesellschafterin. Margaretha hatte die Freude, ihre beiden Söhne in Tugend und Ehre aufwachsen zu sehen; aber anstatt sie zur Rache anzufeuern, rieth sie ihnen vielmehr, niemals an dem unglücklichen Bürgerkriege Theil zu nehmen. Sie gab ihnen die Versicherung, daß ein stiller Wirkungskreis und ein verborgenes ruhmloses Leben zu einem beständigen Glücke hier auf Erden führe, und die braven Söhne des vortrefflichsten der Väter waren bis an ihr Ende ein Vorbild der Tugend und der Menschenliebe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dresselhuis, H. C.

Albrecht Beyling und seine Zeitgenossen original-historisch romantische Schilderung aus dem Kriege der Hoecken und Kabliauen

Bd.: 3

Lemgo [u.a.] (1843)

P.o.rel. 5798-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037678-9